Band 903 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Nächte der Angst

Band 903 • DM 2,20

Schweiz Fr.2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Nächte der Angst

John Sinclair Nr. 903

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 24.10.1995

Titelbild von Mónica Pasamó

Sinclair Crew

Nächte der Angst

Als das Telefon klingelte, war es sofort wieder da, das verdammte Herzklopfen! Vera Tanner schnitt dieses altmodische Klingeln durch Mark und Bein. Sie zuckte zusammen, und dabei fiel ihr die Tasse aus der Hand. Sie landete auf dem Steinboden und zerbrach.

Vera ließ die Scherben liegen und schaute auf das Regalbrett, wo der grüne Apparat stand. Sie atmete heftig, und der Schweiß brach aus. Innerlich sperrte sie sich dagegen, den Hörer abzunehmen, nur hatte es keinen Sinn, den Apparat weiterhin schellen zu lassen, denn der Anrufer wußte, daß sie im Haus war. Sicherlich hatte er das Licht hinter dem Fenster gesehen…

Sie mußte sich entscheiden, und Vera nickte, um sich selbst Mut zu machen. Der Druck im Magen blieb, als sie mit der schweißfeuchten Hand nach dem Hörer griff und ihn anhob. Sie preßte ihn gegen das Ohr, schluckte noch einmal und war erst dann in der Lage, ein Wort zu sagen.

»Ja…«

Zuerst hörte sie das Lachen. Sie kannte es, sie wußte davon, und sie wußte auch, daß der andere nichts zu sagen brauchte. Er tat es trotzdem, und die Stimme ähnelte dem Lachen. Sie konnte weich sein, säuselnd und manchmal gefährlich sanft.

»Da bist du ja!«

»Sicher.« Mein Gott, ihr Herz. Es klopfte so irrsinnig schnell. Es war auch so hart geworden wie ein Stein, der sich in der Brust heftig bewegte.

»Es hat lange gedauert.«

»Ich war woanders.«

»Nicht in der Küche?«

»Nein.«

»Aber dort brennt Licht.«

»Ich weiß.«

»Warum lügst du?«

Vera spürte, daß sie rot wurde. Sie ärgerte sich darüber, konnte es aber nicht ändern.

»Denk an deinen Beruf, meine Liebe. Da sollte man sich das Lügen abgewöhnen.«

»Bitte, Lou!«

Jetzt lachte er. Hart und herzlos. »Schon gut.« Wieder änderte sich seine Stimme. »Es hätte ja auch sein können, daß du in deinem Schlafzimmer gewesen bist.«

»Es ist noch zu früh, um ins Bett zu gehen.«

»Oh, was höre ich da?« rief er spöttisch. »Man braucht in einem Schlafzimmer nicht nur zu schlafen. Das weißt du doch.«

»Kann sein.«

»Man kann andere Dinge machen.«

»Stimmt.«

»Fernsehen, zum Beispiel«, erklärte er mit einem ironischen Tonfall in der Stimme.

»Ich habe aber nicht ferngesehen, Lou.«

»Dann ist es gut. Du weißt selbst, daß du mir keine Rechenschaft schuldig bist. Weißt du, ich sehe dich jetzt genau vor mir. Du stehst in der Küche, drehst mir den Rücken zu, was ich gar nicht toll finde, aber du kannst so bleiben. Erzähl mir nur, was du anhast, kleine Vera. Erzähl es mir.«

»Warum sollte ich das?«

»Weil ich es wissen will!« Jetzt zischte er die Worte hervor, und Vera erschrak.

Der ist verrückt, dachte sie. Aber ich bin auch verrückt, daß ich mich mit Lou Ryan einlasse. Ich bin nicht mehr ganz bei Sinnen. Man müßte mich irgendwo hinschaffen. Menschen wie ich gehören auf eine einsame Insel, damit sie niemanden stören und nicht gestört werden.

»Was hast du an?«

Die Frage zerriß ihre Gedankenkette. »Ich bin normal angezogen.«

»Das reicht mir nicht. Ich will es genau wissen, kleine Vera. Ich will alles wissen.«

»Ja - gut.«

»Dann los!« Vera Tanner mußte sich überwinden. Sie fragte sich, warum sie nicht einfach den Hörer auf den Apparat schmetterte und den Spuk beendete. Sie wußte, daß sie es nicht konnte. Daß damit der Spuk auch nicht vorbei war. Er würde erneut wählen, er würde sie wieder anrufen, immer und immer wieder. Dann würde der Horror von vorn beginnen. Sie wollte ihn nicht hören, nicht sehen, nicht anfassen, zugleich aber sehnte sie sich nach ihm. Sie wollte seine Stimme hören und seinen Körper anfassen, der so anders war als der von Alex. So fest, so behaart, beinahe tierisch, ein wilder, animalischer Körper.

Ich schaffe es wieder nicht, dachte Vera. Ich fließe wieder weg, ich werde zu weich. Sie hörte sich selbst sprechen, doch es kam ihr vor wie die Stimme einer Fremden. »Jeans habe ich an, flache Schuhe, auch einen Pullover…«

»Ist es der rote?«

»Nein, dieser ist weiß.«

Lou lachte meckernd. »Weiß wie die Unschuld - oder?«

»Nein, nicht ganz. Mehr beige.«

»Und die Jeans?«

»Blau, tiefblau - wie Tinte.«

»Hm«, sagte er, »paßt gut zusammen, kleine Vera. Du hast Geschmack, das muß man dir lassen. Aber du hast mir nicht alles erzählt«, flüsterte Lou weiter. »Was trägst du darunter? Etwa nichts?«

»Doch, ich…«

»Was denn, Kleine? Stell dich nicht so an. Raus mit der Sprache! Wir sind doch unter uns.«

Sie holte tief Luft und schüttelte den Kopf. Sie wollte es nicht sagen und preßte es doch hervor. »Ich habe einen Slip an, einen weißen Slip.«

»Oh, nicht schlecht. Sehr eng?«

»Kann sein.«

»Schau nach!«

»Wie meinst du das?«

»Hör auf, Vera, du hast mich schon verstanden - okay?«
Sie schaute nach. Sie tat alles, was er wollte, sie würde es immer tun, obwohl sie sich dagegen stemmte. Sie war ihm, nein, nicht hörig, aber…
»Nun?«
»Ja!« brachte sie hervor. »Er ist eng, sehr eng sogar.«
Lou fing an zu lachen. Dieses harte Geräusch riß Vera aus diesem Alptraum zurück in die Wirklichkeit, aber sie konnte sich trotzdem nicht davon lösen. Sie schaffte es einfach nicht, den Hörer wieder aufzulegen und hielt ihn weiterhin an ihr Ohr gepreßt. Lou fragte auch danach, ob sie einen BH trug, und sie verneinte.
»Das habe ich mir gedacht, kleine Vera. Es wäre auch Verschwendung, wenn du ihn tragen würdest. Deine Brüste brauchen ihn nicht. Sie sind so herrlich. Erinnerst du dich, als ich sie zum erstenmal gestreichelt habe? Kannst du dich daran erinnern?«
»Ja, natürlich.«
»War es gut?«
»Weiß nicht mehr.«
»Doch, es war gut. Du hast es genossen. Du hast immer alles genossen, wenn du mit mir zusammen warst.«
»Ja, ja, ja!« schrie sie plötzlich los. »Ich habe es genossen, ich habe es genossen.« Vera legte den Kopf zurück und schluchzte auf. Sie hatte nicht vorgehabt, sich von diesem Menschen derartig demütigen zu lassen, aber sie konnte nicht dagegen an. Selbst am Telefon ging von ihm eine hypnotische Macht aus.
Lou wartete so lange, bis sie sich wieder gefangen hatte. Seine Stimme klang dann sehr nüchtern, als er fragte: »Denkst du auch an mich, kleine Vera?«
»Manchmal.«
»Ahhh - das ist zuwenig. Du sollst nicht nur manchmal an mich denken, sondern immer.«
Vera schluckte. »Das kann ich doch nicht. Ich muß mich auch auf meine Arbeit konzentrieren.«
»Und auf Alex?«
»Ja, auf ihn auch.«
»Oh, du machst einen Fehler, kleine Vera.« Er lachte leise. »Wer ist schon Alex Preston?«
»Mein Verlobter.«
»Ach ja? Das sagst du so. Ich bin gespannt, wie lange Alex noch dein Verlobter bleiben wird. Seine Zeit ist vorbei, Vera. Es gibt ihn nicht mehr, deinen Alex!«
»Wie meinst du das?«
»Er ist so gut wie tot. Ja, Vera, du kannst es mir glauben. Dein Alex ist so gut wie tot. Das sage ich nicht nur so, das ist so. Du kannst dich

darauf verlassen. Es wird ihn nicht mehr geben. Es geht bald nur noch um ums. Das habe ich dir doch gesagt, als wir zusammen im Bett lagen und du einfach nicht genug haben konntest.«

»Dafür schäme ich mich auch.«

»Das brauchst du nicht. Es war normal, es ist immer normal, wenn ich meine Hände im Spiel habe.«

Für diese Antwort haßte sie ihn. Diese fürchterliche Arroganz. Er war so beherrschend, so widerlich, er machte mit ihr, was er wollte. Nur mit ihr? Es hatte sich nicht so angehört. Rücksichtslos setzte er sich über alle moralischen Grenzen hinweg. Er war ein menschliches Schwein, ein Stück Dreck. Sie hätte ihn, mein Gott, sie hätte ihn am liebsten - aber sie konnte es einfach nicht.

»Du bleibst doch zu Hause - oder?«

»Wie meinst du das?«

»Ich rede von der folgenden Nacht.«

»Ja, ich werde gleich zu Bett gehen.«

»Allein?«

»Was soll das?«

»Kommt Alex nicht?«

»Er hat mir nichts gesagt.«

»Ja, ja«, stöhnte der Anrufer. »Dein Alex, dein lieber Alex. Er tut mir leid, denn er ist tot, doch er weiß es noch nicht.«

»Sag nicht so etwas!«

»Ich lüge nicht. Gute Nacht, kleine Vera…« Er legte auf und ließ eine Frau zurück, die nicht wußte, was sie tun sollte. Sie merkte erst nach einer Weile, daß sie den Hörer noch immer festhielt, und sie spürte auch den Schweiß, der wie ein kalter Bach an ihrem Rücken entlangfloß. Als sie auflegte, da kam es ihr vor, als würde sie neben sich stehen. Wie jemand, der seinen Körper verlassen hat und ihn aus einer gewissen Entfernung betrachtete.

Endlich legte sie auf. Sie stützte sich dabei auf das Telefon und blies ihren Atem gegen das Gehäuse. Noch immer schlug ihr Herz überlaut; der Schweiß klebte auf ihrem Körper, sie sehnte sich nach einer Dusche, deren Wasser nicht nur den Körper reinigen sollte, sondern auch ihre Seele, denn sie fühlte sich beschmutzt. Diese obszönen Worte, die man ihr gesagt hatte, waren einfach zuviel für sie gewesen. Aber so war Lou Ryan eben. Er ging damit lässig um, als wären es die normalsten Dinge der Welt. Er sagte ihr alle Bosheiten so brutal ins Gesicht. Er konnte mit Worten streicheln und peitschen, er konnte Vera loben und erniedrigen, und sie ließ sich das alles gefallen.

Sie kannte ihn seit einer Woche. Da war er in ihr kleines Büro hinter der Kirche gekommen, hatte sie nur angeschaut, und sie war unter seinem Blick regelrecht dahingeschmolzen. Er hatte sie mit den Augen ausgezogen und ihr versprochen, daß er wiederkommen würde. Und

er war wiedergekommen. Er hatte sie mitgenommen, sie war ihm gefolgt, und sie hatten miteinander geredet. Sie hatte ihm von Alex berichtet, von ihrem Verlobten, der so anders war, so menschlich und verständnisvoll. Er hatte sie nur ausgelacht und ihr erklärt, daß sie Alex vergessen konnte.

Bei der dritten Begegnung hatte er sie genommen. Ja, einfach nur genommen. Und sie schämte sich dessen, denn es war ihr nicht gelungen, sich zu wehren. Sie hatte es sogar genossen, sie hatte ihn nackt gesehen. Einen wilden, strammen Körper, behaart wie der eines Tieres, und es hatte ihr nichts ausgemacht.

Später war sie dann fluchtartig von ihm weggelaufen, verfolgt von seinem Lachen.

Er hatte doch bekommen, was er wollte, und Vera hatte gehofft, nun in Ruhe gelassen zu werden.

Das war nicht geschehen, der letzte Anruf hatte es bewiesen, so daß sie sich jetzt fragte, was er denn noch von ihr wollte.

Sie wußte es nicht, sie konnte es sich auch nicht vorstellen, denn so weit reichte ihre Phantasie nicht. Jedenfalls fror sie, als sie an Lou Ryan dachte, zugleich wurde ihr warm, und diese Wärme wiederum ließ das Gesicht der jungen Frau glühen.

Vera Tanner verließ die Küche. In dem winzigen Flur blieb sie stehen. Alles in dieser Wohnung war winzig, der Wohnraum ebenso wie das Schlafzimmer, das glücklicherweise noch ein Fenster hatte.

Die Dusche war später eingebaut worden, man hatte den Platz vom Schlafzimmer kurzerhand abgetrennt.

Vera blickte auf die Uhr. Es war noch nicht sehr spät. Früher Abend, wenn man so wollte. Eigentlich hatte sich Vera vorgenommen, in diesen Stunden noch etwas zu arbeiten. Am nächsten Tag wollte sie in den Kindergarten der Gemeinde gehen, um den Kleinen etwas zu erzählen. Sie kannte so wunderbare Bibelgeschichten, die Kinder freuten sich darauf, und die Schwester ebenfalls.

Ob sie das schaffte, wußte sie nicht. Sie war einfach zu durcheinander, sie würde Zeit brauchen, um den Anruf zu verdauen, und Vera wußte nicht, ob sie jetzt noch die richtige Person war, um den Kindern von Gott zu erzählen.

Sie hatte sich vorgenommen, in der Kirche tätig zu sein. Vielleicht würde sie später einmal versuchen, Pfarrerin zu werden, da hätte sie noch einmal studieren müssen, nun aber lernte sie und hatte eine gute Stelle als Gemeindereferentin bekommen. Sie fühlte sich dort wohl, die Arbeit machte ihr großen Spaß. Bisher jedenfalls, nun aber waren ihr Zweifel gekommen.

Würde die Nacht daran etwas ändern? Vera wußte es nicht. Sie wußte auch nicht, ob es Sinn hatte, sich jetzt ins Bett zu legen. Schlaf würde sie kaum finden.

Überlegend stand sie in der kleinen Diele und schrak heftig zusammen, als sie das Geräusch der Türklingel hörte. Wer kam um diese Zeit? Wer wollte sie besuchen?

Lou Ryan?

Nur das nicht, nur das nicht! Wie Schauer jagten die Worte durch ihren Körper. Auf keinen Fall, er durfte nicht zu ihr kommen, nicht noch einmal diese Erniedrigung erleben.

Sie schaute durch den Spion und sah das Gesicht eines jungen Mannes. Es war Alex Preston, ihr Verlobter.

Beinahe hätte sie vor Glück geweint!

***

Es hätte keine größeren Gegensätze geben können als die zwischen Alex Preston und Lou Ryan.

Alex war offen, freundlich, menschlich. Er wollte seinen Beruf in den Dienst der Polizei stellen, hatte dort auch schon eine gewisse Zeit absolviert und studierte nun weiter, um später in den höheren Dienst einzusteigen. Er war auch nicht der Typ Polizist, der unbedingt seinen Streifendienst durchführte. Er gehörte mehr zu den Grüblerischen, die viel nachdachten, Strategien entwickelten und auch psychologisch gut geschult waren.

Jetzt saß er Vera gegenüber im dunkelblauen Cordhemd und den helleren Jeans, hielt sein mit Mineralwasser gefülltes Glas zwischen den Fingern und schaute Vera sehr genau an.

»Etwas ist mit dir los, Vera«, sagte er.

»Was soll denn sein?«

»Bitte, das darfst du mich nicht fragen. Das möchte ich von dir wissen.«

Sie schaute ihn an. Wenn es einen Menschen mit treuen Augen gab, dann war es Alex. Ja, sie hatte sich zuerst in die braunen Augen verliebt, die so vertrauensvoll, aber auch bestimmend blicken konnten. Es kam immer auf die Situation an. Das ebenfalls braune Haar ließ sich nie richtig bändigen, es wuchs wie ein Durcheinander auf seinem Kopf und fiel des öfteren in die Stirn. Er hatte einen breiten Mund und schmale Wangen. Die Nase war etwas klein und kantig, die Hände lang, die Finger recht kräftig. An einem schimmerte der dünne Verlobungsring.

»Ich kann es dir auch nicht sagen, Alex. Ich fühle mich einfach müde. Du weißt ja, es gibt derartige Tage, da kommt man einfach nicht zurecht. Man hängt rum und…« Sie hob die Schultern. »Das ist halt so.«

»Ich kenne das.«

»Dann wirst du mich ja auch verstehen können.«

Alex war ein Mensch, der gern nachbohrte. »Oder hängt es mit

deinem Job zusammen?«
»Auch.«
»Dann solltest du reden.«
Vera stöhnte auf und verdrehte die Augen. »Alex, das ist lieb gemeint, ich weiß. Aber du bist hier nicht auf der Polizeischule und hältst Unterricht oder irgendwas. Ich bin einfach kaputt, das ist alles. Der Tag hat mich geschlaucht.«
»Gab es denn Ärger?«
»Nein, aber Hektik. Jeder wollte etwas von mir. Kaum hatte ein Besucher das Büro verlassen, trat bereits der nächste ein. Ich konnte ja keinen abweisen, denn die Menschen haben ihre kleinen Probleme und Sorgen. Mit den größeren gehen sie zum Pfarrer, aber alles andere laden sie bei mir ab, und das häuft sich.«
»Das kann ich gut nachvollziehen.«
»Danke.«
»Du brauchst dich nicht zu bedanken, Vera«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Ich hätte auch nicht weiter gefragt, wenn es nur heute so gewesen wäre. Aber das stimmt nicht. Schon in den letzten Tagen bist du nicht mehr so gewesen wie früher. Du hast dich mir gegenüber verändert gezeigt. Du bist nervöser, fahriger, mit den Gedanken nicht mehr bei der Sache. Als wir gestern abend in der Pizzeria saßen, da hatte ich das Gefühl, als würdest du dich fürchten.«
»Ach ja…?« Vera mühte sich, die Gefühle unter Kontrolle zu halten. Alex sollte nicht merken, daß er auf dem richtigen Weg war. Sie hoffte auch darauf, nicht zu erröten und alles in die Reihe zu bekommen. Ihr Verlobter hatte einen scharfen Blick, den sie manchmal schon als sezierend ansah.
Es war nicht einfach, ihm etwas vorzumachen. Vera ärgerte sich auch, daß sie unecht lachte und dann fragte: »Wovor hätte ich mich denn fürchten sollen?«
»Ich habe keine Ahnung. Du jedenfalls hast auf mich den Eindruck gemacht. Daran hat sich auch bis heute nichts geändert.«
»Wie war das denn genau?«
»Da fragst du mich was.«
»Du weißt es also nicht mehr.«
»Das habe ich damit nicht gesagt. Es sah aus, als wärst du dabei, nach jemandem zu suchen. Einer, der dich verfolgt, der in der Nähe ist, der dich unter Kontrolle hält.«
»Das ist doch Unsinn«, sagte sie schnell, um nur nicht in den Verdacht zu geraten, daß ihr Verlobter recht haben könnte. Sie trank hastig einen Schluck von ihrem Saft.
»So mag es dir vorgekommen sein, Vera, ich denke anders darüber. Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Ich weiß, daß wir heute abend nicht verabredet gewesen waren, aber die Sorgen haben mich zu dir

getrieben. Ich wollte einfach mal mit dir sprechen.«

»Es ist nichts, Alex!«

»Wirklich nicht?«

»Nein!«

»Du bist eine schlechte Lügnerin, Vera. Du bist einfach zu ehrlich, um lügen zu können. Ich will dir da nichts einreden, aber das ist so. Zumindest sehe ich das. Außerdem wollen wir irgendwann einmal heiraten. Da finde ich schon, daß wir zusammenstehen sollten. Jeder muß dem anderen vertrauen und…«

»Das ist bei mir nicht mehr gegeben, meinst du?« Ihre Stimme veränderte sich, weil sie so hastig gesprochen hatte.

»So ähnlich.«

»Nein, daran glaube ich nicht. Ich kann es nicht glauben, daß du so denkst.«

Alex Preston runzelte die Stirn. »Du machst es mir wirklich schwer, anders zu denken. Okay, du bist überarbeitet, das sehe ich ein. Aber ich finde nicht, daß mir hier eine müde Frau gegenübersitzt. Müde Menschen sehen anders aus.«

»Wie denn?«

Alex lachte, und Vera mochte dieses Lachen. »Wie soll ich es dir sagen? - Erschöpfter.«

»Hm, erschöpfter.«

»Ja.«

Vera blickte ihren Verlobten nicht an, sondern schaute zu Boden. Durch Kopf und Körper wirbelten Ströme von Gedanken und Gefühlen. Sie hätte ihm gern die Wahrheit gesagt, ihm, diesem Menschen, zu dem sie Vertrauen hatte, aber zwischen sie und Alex schob sich immer wieder das Bild eines gewissen Lou Ryan. Es stand dort wie ein bedrohlicher Schatten. Sie sah ein kaltes Gesicht, sie sah das überhebliche Lächeln, diese widerliche Arroganz, und sie sah sich plötzlich wieder mit diesem Fremden im Bett liegen. Hörte das Keuchen und die Schreie. Beides hatte sich zu einer Symphonie der Lust vermischt, und sie hielt es auf dem Sessel nicht mehr aus.

Vera sprang plötzlich in die Höhe. Alex erschrak sogar, und dann warf sie sich ihm an den Hals. Sie lag auf ihm, sie spürte seine Nähe, und sie brachte ihre Lippen dicht an sein Ohr. »Halt mich fest. Ich bitte dich, Alex, halte mich fest…«

Auch der Mann war von der plötzlichen Reaktion überrascht worden. Automatisch streichelte er ihren Körper. Immer wieder wollte er wissen, was denn geschehen war, aber Vera gab keine Antwort und schüttelte heftig den Kopf, während sie darum bat, von ihrem Verlobten gehalten zu werden.. »Das ist so wichtig für mich, Alex, so wichtig…« Sie fing an zu weinen, und Alex Preston war ratlos. Mit diesem plötzlichen Gefühlssturm hatte er nicht gerechnet. Da war

Vera auf einmal zu einer anderen Person geworden. Sie ließ ihn schließlich los, ging weg und holte sich ein Taschentuch.

Alex blieb ratlos sitzen, die Stirn gefurcht. Er starrte gegen das Fenster, überlegte hin und her und fragte sich dabei, an was er überhaupt gedacht hatte. Er wußte es nicht. Seine Gedanken schlugen Purzelbäume oder rannen einfach weg.

Vera Tanner war in die Küche gelaufen. Aus dem Schrank hatte sie die Tasche mit den Papiertüchern genommen, schneuzte die Nase, tupfte auch die Augen trocken - und schrak heftig zusammen, als das Telefon wieder anschlug.

Himmel, um diese Zeit!

Ihr Blick flog zur offenen Tür. Jeden Moment erwartete sie, daß ihr Verlobter dort erschien, der aber blieb im Wohnraum, und so hob Vera nach dem dritten Klingeln ab.

Wenn *er* das ist, wenn *er* das ist, dann…

Er war es. Sie hörte es an seinem scharfen Zischen. Auch das klang so arrogant. »Ist er da, kleine Vera? Hat er dich besucht? Liegt ihr schon im Bett? Macht er mit dir das, was ich mit dir gemacht habe? Ist er auch so gut wie ich? Und wenn er es macht, wirst du immer nur mich sehen, kleine Vera: Verstanden? Du wirst immer nur mich sehen und sonst keinen anderen, das steht fest…«

»Nein, ich…«

»Viel Spaß…« Er hatte eingehängt, und Vera war nicht einmal froh darüber. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Sie legte auf, sie wünschte sich zugleich weit weg. Wieder mußte sie weinen, griff zum Taschentuch und drehte sich dabei um.

Im Türausschnitt stand ihr Verlobter. Darüber erschrak sie beinahe noch mehr. Er würde zu recht Fragen stellen, und sie würde nicht wissen, was sie ihm antworten sollte.

»Komm ins Wohnzimmer«, sagte er.

Vera war ihm so dankbar, daß er nicht weiter bohrte. Sie nickte und folgte ihm auf dem Fuß. Anschauen konnte sie ihren Verlobten nicht, deshalb hielt sie den Kopf gesenkt, als wollte sie die Schlieren im Muster des Teppichbodens zählen. Vor dem Fenster blieb sie stehen und schaute in die Dunkelheit. Sie sah die Blumen nicht auf der Fensterbank, nur die Düsternis draußen, und sie verglich diese mit der Dunkelheit in ihrer Seele.

Ja, es stimmte, ihre Seele war dunkel geworden. Man hatte ihr die Freude genommen. Das Leben war nicht mehr so wie noch vor zwei Wochen. Die Schatten waren über sie gekommen und hatten sie umhüllt. Die Traurigkeit war wie ein Fluß, der sich immer mehr verbreiterte und alles in ihr, was sich noch dagegenstemmte, einfach mitschwemmte.

Sie war nicht mehr die Vera Tanner, die Lou Ryan kennengelernt

hatte. Sie war zu einer anderen geworden, sie hatte sich verändert, das gab sie auch zu, aber nur gegen sich- selbst und nicht ihm gegenüber. Nein, das auf keinen Fall. Das durfte nicht sein, es mußte ihr allein gehören, und sie mußte auch damit fertig werden. Sie konnte Alex nicht sagen, daß sie es mit einem animalischen Fremden getrieben, ja, getrieben, hatte. Einen anderen Ausdruck verdiente das alles nicht. Schrecklich war das gewesen, und sie sah Lou Ryan auch nicht als Mensch an, sondern immer mehr als eine Bestie.

Er war eine Bestie. In ihm steckte noch einiges. Er war grausam, er war schlimm, er hatte einen diabolischen Hintergrund, denn von ihm ging etwas Teuflisches aus.

Nicht nur das, er liebte sogar den Teufel. Das hatte er ihr hin und wieder gesagt. Immer nur in kurzen, schnellen Worten. Sie war nie in der Lage gewesen, nachzufragen, doch er hatte keinen Zweifel daran gelassen, daß er den Teufel für den eigentlichen Herrscher der Welt hielt. Für ihn war er der einzig Mächtige, und er hatte sogar davon gesprochen, daß er zu seinen Bewunderern gehörte und der Teufel ihn nie im Stich lassen würde.

Vera war verwirrt gewesen. Diese Worte hatte sie auf keinen Fall nachvollziehen können, sie stand genau auf der anderen Seite. Um so schlimmer war es für sie, daß sie einem Menschen nachgegeben hatte, der so schlimm dachte.

Sie hatte vor, einmal Vikarin oder Pfarrerin zu werden. Es war ein Irrsinn, denn auf keinen Fall hätte sie dann mit einem derartigen Menschen zusammensein können.

Und doch hatte sie es getan. Sie war sogar mit ihm ins Bett gestiegen und hatte sich vergessen. Da hatte er sich ebenfalls zu einem wahren Teufel entwickelt.

Vera stöhnte auf. Der Anruf hatte sie erschreckt. Sie hatte ihn plötzlich gehaßt, mußte sich auf der anderen Seite allerdings eingestehen, daß sie ihm kaum widerstanden hätte, wenn er jetzt, in diesem Moment, bei ihr gewesen wäre.

Dafür war ein anderer bei ihr. Sie sah in der Fensterscheibe den Schatten ihres Verlobten, der dicht hinter sie trat und ihr beide Hände auf die Schultern legte. »Nun?« fragte er.

Vera lehnte sich gegen ihn.

»Ich möchte gar nicht wissen, wer dort angerufen hat, Vera, falls du es mir nicht freiwillig sagen willst…«

Sie schüttelte den Kopf.

»Soll ich über Nacht hier bei dir bleiben?«

»Nein.«

»Ich könnte dich beschützen. Wir könnten über deine Probleme reden, Vera.«

»Ich habe kaum welche.«

Er lachte nicht mal, sondern sagte nur: »Das sehe ich aber anders. Du hast große Probleme, sehr große sogar. Und es macht mich traurig, daß du mit mir nicht darüber sprechen willst.«

»Ich kann es nicht, Alex.«

»Entschuldige, aber ich kann es nicht akzeptieren. Darf ich zumindest den Grund dafür erfahren?«

»Nein, Alex, nein. Es ist schlimm für dich, das weiß ich, aber du mußt mir Zeit geben, verstehst du? Ich brauche etwas Zeit. Es wird sich alles regeln, denke ich. Ja, ich komme da allein zurecht. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.« O Gott, wie läppisch das klingt, dachte Vera, aber ihr fiel im Augenblick nichts anderes ein.

Das merkte natürlich auch ihr Verlobter. »Bitte, Vera, ich bitte dich. So kannst du nicht reden. Wir sind beinahe ein Ehepaar. Deine Sorgen sind auch meine.«

»Du hast es gesagt, Alex. Wir sind nur fast ein Ehepaar. Wir sind es noch nicht, und du solltest mir wirklich vertrauen, Liebster. Ich muß stark sein.«

»Warum?«

Obwohl der Druck der Hände noch vorhanden war, hob sie die Schultern. »Gegenüber wem, Vera?«

»Gegen das Leben«, flüsterte sie.

»Dein Leben?«

»Ja. Ich habe momentan Schwierigkeiten. Ich weiß nicht, wie ich damit fertigwerden soll. Aber ich muß diese Durststrecke durchlaufen, Alex. Auch sie gehört zum Leben…«

»Ist es deine Arbeit?«

»Nicht nur…«

»Das dachte ich mir.« Er brachte den Kopf noch näher an Vera heran. »Kann es mit anderen Personen zusammenhängen?«

»Vielleicht«, gab sie zu. »Ein anderer Mann?« Sie schwieg.

»Hast du jemanden kennengelernt, der deine Gefühlswelt durcheinandergebracht hat? Ist es der Anrufer vorhin gewesen? Bist du mit ihm nicht zurechtgekommen?«

»Bitte, Alex, du mußt mir vertrauen.« Sie drehte sich zur rechten Seite hin weg. »Ich kann jetzt nicht darüber reden. Ich muß erst nachdenken. Es wird schon alles wieder normal werden, glaube mir.«

»Nachdenken?«

»Ja.« Vera wagte nicht, ihren Verlobten anzuschauen. »Ich muß wirklich darüber nachdenken, mag es sich für dich auch schlimm anhören, aber es ist so.« Sie konnte ihn noch in der Scheibe sehen, wie er auf dem Fleck stand. So ratlos, mit Armen, die steif wie Stöcke an seinem Körper herabhingen. Sie hätte ihm gern alles gesagt, hätte sich am liebsten in seine Arme geworfen, aber vor dieser schlimmen Beichte schreckte sie zurück. Alex hätte kein Verständnis für sie

aufgebracht. Er lebte einfach in einer völlig anderen Welt. Er war darin eingetaucht, er hatte seine eigenen Vorstellungen von Moral und Treue, und die wiederum standen im krassen Gegensatz zu denen eines gewissen Lou Ryan.

»Denkst du auch über uns beide nach?«

»Nein, nein, nicht so direkt.«

»Aber ich gehöre dazu?«

»Du gehörst doch immer dazu, Alex!«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

Vera schaffte es, sich umzudrehen und den jungen Mann anzuschauen. »Warum bist du dir nicht sicher?«

Sein Lächeln wirkte verloren. »Weißt du, Vera, ich kenne dich ein wenig. Wir sind nicht erst seit gestern zusammen. Ich habe dich erlebt, und ich habe Angst um dich. Ja, du bist plötzlich wie ein Fisch geworden, den ich festzuhalten versuche. Aber ich habe den Eindruck, es nicht schaffen zu können. Kein Mensch kann einen Fisch mit den bloßen Händen halten, und so ergeht es mir bei dir. Du wirst mir aus den Fingern gleiten, vielleicht in die Arme eines anderen. Ich will dir die Wahrheit sagen, Vera. Ich habe schreckliche Angst davor, dich zu verlieren. Da kannst du lachen, doch es ist etwas mit dir geschehen.« Er holte Luft und sprach gegen eine junge Frau an, die wie verloren vor ihm stand. »Jemand hat dich beeinflußt. Oder etwas hat dich beeinflußt, da bin ich mir nicht sicher, aber du hast dich für mich auf eine schreckliche Art und Weise verändert, Vera, und das macht mir Angst. Hör bitte genau zu. Wir haben uns ein Verlobungsversprechen gegeben. Es ist keine Ehe, das gebe ich zu, aber fast eine. Ich für meinen Teil spüre schon jetzt die Verantwortung, die ich dir gegenüber habe. Ich werde nicht eher aufhören, bis ich alles weiß.«

»Es wird schwer für uns beide werden.«

»Dann gibst du es zu?«

»Nichts habe ich zugegeben.«

»Aber der Einfluß ist da, Vera.«

»Von was sprichst du?«

»Vom Einfluß eines anderen. Eines anderen Menschen, einer anderen Macht, was weiß ich. Ich spüre ihn, aber ich spüre ihn nicht so direkt wie du, denn du bist unmittelbar durch ihn betroffen. Etwas hat dich völlig durcheinandergebracht und von mir entfremdet. Ich werde es herausfinden, Vera, denn ich lasse es einfach nicht zu. So einfach kommst du mir nicht weg. Daß du unter schweren Problemen leidest, okay, das sehe ich dir an. Daß du mir nichts darüber sagen willst, akzeptiere ich ebenfalls. Ist alles gut oder auch nicht, ich weiß es noch nicht. Am schlimmsten für mich ist allerdings, daß du mir kein Vertrauen mehr schenken willst. Das macht mich irgendwie traurig, und ich ärgere mich auch über mich selbst, daß mir dein Zustand

nicht schon früher aufgefallen ist. Ich hätte es doch merken sollen, aber ich war blind, einfach nur blind. Zu entschuldigen gibt es da nicht viel, Vera, nur bin ich froh, daß wir an diesem Abend miteinander geredet haben. Ich weiß zwar nicht Bescheid, doch ich bin einen winzigen Schritt vorgegangen, und es werden weitere Schritte folgen, darauf kannst du dich verlassen.«

Vera Tanner hatte jedes Wort gehört, aber es war nicht tief in ihre Seele gedrungen. Deshalb schaffte sie es auch nicht, eine passende Antwort zu geben.

Plötzlich stand zwischen ihnen eine Leere, wie beide sie noch nie gespürt hatten. Vielleicht wollte jemand etwas sagen, nur fehlten ihm die Worte, und so blieb die Leere, die auch zu zwei Fremden gepaßt hätte. Alex Preston machte schließlich den Anfang. Er drehte sich um, obwohl er am liebsten seine Verlobte in die Arme genommen hätte. Er tat es nicht. Erst an der Tür blieb er noch einmal stehen und wandte sich auf der Stelle um.

Vera Tanner schaute ihn an.

»Nun?«

Sie schüttelte den Kopf.

Also nichts, dachte Alex.. Er atmete tief ein. »Gut«, murmelte er dann, »gut, Vera, wir haben geredet, ich habe dir Vorschläge gemacht, und du hast sie nicht angenommen. Ich will dich jetzt nicht weiter beeinflussen. Darf ich dich denn morgen anrufen?«

»Natürlich«, erwiderte sie gepreßt.

»Danke. Ich wünsche dir eine gute Nacht.« Es waren seine letzten Worte, denn er drehte sich um und verließ die Wohnung.

Vera Tanner stand da wie festgeklebt. Es drängte sie, ihrem Verlobten nachzulaufen, aber sie schaffte es nicht, die Barriere zu überwinden, und deshalb blieb sie stehen.

Laut fiel die Wohnungstür ins Schloß. Es war wie der berühmte Schlußstrich. Plötzlich konnte sich Vera nicht mehr länger beherrschen. Die Tränen stürzten wie ein Strom aus ihren Augen. Sie drehte sich um, warf sich auf die schmale Couch und vergrub ihr Gesicht in einem Kissen. Alles war so schrecklich, so furchtbar, und Vera Tanner wußte nicht, wie ihr Leben weitergehen würde.

Über ihm aber stand wie ein drohender Schatten die Gestalt eines gewissen Lou Ryan…

***

Als die Tür hinter Alex Preston zugefallen war, spürte er erst richtig, wie stark er zitterte. Sein Körper bebte, er schaute auf seine Hände, die er nicht mehr ausgestreckt halten konnte. Er schwitzte und fror zugleich. Seine Gefühlswelt befand sich in einem inneren Aufruhr, und er versuchte, einen Blick in die Zukunft zu werfen, die nur mehr ein

Scherbenhaufen war.

Während er nach unten ging, dachte er über seine Verlobte nach. Was war nur mit ihr geschehen? Er kam damit nicht zurecht. Sie waren beinahe das ideale Paar gewesen, aber plötzlich war sie ihm entglitten.

Einfach so. Sie war bei ihm gewesen, doch er hatte das Gefühl gehabt, als hätte er allein gesprochen.

Die Antworten paßten ihm nicht, sie waren einfach schlimm gewesen. So nichtssagend, obwohl sie doch voller Probleme steckte.

Damit kam Alex Preston nicht zurecht. Da brachte ihn auch sein Studium der Psychologie nicht weiter, die Theorie konnte nicht das leisten, was in der Praxis gefordert wurde.

Fest stand eines: Mit seiner Verlobten war etwas geschehen. Das wußte er nun, und seine Gedanken drehten sich allesamt um dieses verfluchte Geschehen.

Ihre Handlungen, die Reaktionen, auch die nach dem Anruf, fielen ihm ein. So wie seine Verlobte reagierte nur jemand, der unter einem fremden Einfluß stand.

Genau das war der springende Punkt!

Sie stand unter einem fremden Einfluß. Etwas hatte sie brutal erwischt. Wie ein heftiger Schlag, nur hatte der nicht ihr Gesicht oder ihren Körper getroffen, sondern die Seele. Jemand stand wie ein bedrohlicher Schatten hinter ihr und hatte Veras Leben völlig auf den Kopf gestellt. Sie würde damit nicht mehr zurechtkommen, die andere Seite - meine Güte, wieso andere Seite?

Der Gedanke war plötzlich da, und Alex blieb dicht vor der Haustür stehen.

Eine andere Seite, das war es. Aber gab es eine andere Seite? In manchen Religionen ging man davon aus, daß die Toten hinüber auf die andere Seite gelangten, an das andere Ufer der Nacht. Nur war Vera nicht tot, sie lebte, aber die andere Seite hatte auf sie einen bestimmten Einfluß bekommen und ihre Gefühlswelt durcheinandergebracht.

Wer war sie? Wer führte sie an? Was konnte dahinterstecken? Es mußte unwahrscheinlich stark sein, denn Vera war bisher stark in ihrem Glauben verwurzelt gewesen. Also war etwas stärker als ihr Glaube gewesen. Gab es das denn?

Ja, das gab es, und Alex Preston fröstelte, als er daran dachte. Ihm fiel der Dualismus in dieser Welt auf. Die eine Seite war durch das Positive vertreten, die andere durch das Negative, und dieses Negative hatte bestimmte Namen.

Es war der Teufel, es war der gefallene Engel, es war der Satan, wie auch immer. Es war einfach das Böse.

Wahrscheinlich wäre ein anderer Mensch nie zu einer derartigen

Schlußfolgerung gekommen, doch Alex Preston kannte sich aus. Er hatte selbst als Polizist einige Fälle erlebt, die in einen Bereich hineinführten, der nur als schaurig zu bezeichnen war. Es ging dabei um Verblendete, um junge Menschen, die den neuen Kick suchten in einer Gesellschaft, in der es beinahe keine Tabus mehr gab.

Der Begriff Satanismus geisterte durch die Gedankenwelt des Alex Preston. Er spürte erneut das eisige Frösteln auf seiner Haut. Sogar im Mund zog sich etwas zusammen. Aus zahlreichen Berichten wußte er, wie gefährlich der Weg war, den die jungen Menschen nahmen; auch seine Verlobte Vera Tanner?

Das wollte er nicht akzeptieren. Sie war nicht labil, sie stand mitten im Leben, hatte ihre Vorstellungen und Wünsche. Wie oft hatten sie über die Zukunft gesprochen, da war für den Teufel kein Platz gewesen, sondern nur für Gott.

Unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich!

Oft genug hatten sich Menschen so radikal geändert, daß andere, die ihnen nahestanden, nur den Kopf schütteln konnten. Das passierte meist nur den anderen, nicht einem selbst, und im Unterricht, wo die Fälle ja behandelt wurden, saß man als neutraler Beobachter daneben. Nun aber hatte Alex den Eindruck, als wäre er selbst davon betroffen, obwohl er es rational nicht fassen konnte.

Er schüttelte den Kopf und öffnete schließlich die Haustür. Es war sicherlich besser, wenn er Vera allein ließ. Sie sollte die Chance bekommen, über alles nachdenken zu können. Möglicherweise sah die Welt am nächsten Tag ganz anders aus, auch wenn er daran nicht glauben konnte.

Ein erster Vorfrühlingstag lag hinter ihm, doch nun war es kalt geworden. Der Winter hatte sich noch nicht zurückgezogen. Er war noch da und breitete seine kalten Schatten aus.

In der Straße bewegte sich nichts. Hier agierten keine Banden, die die Gegend unsicher machten.

Hier wohnte und schlief man. Große Glasaugen standen in langen Parkreihen nebeneinander, und Alex würde bis zu seinem Fiat Panda noch einige Schritte gehen müssen. Er hatte den Wagen am Ende der Straße neben einem großen Sandhaufen abgestellt, auf einem Grundstück, das gerade bebaut wurde. Es sollte ein Haus mit mehreren Wohnungen entstehen, was Alex gut fand, denn Wohnungen fehlten in London.

Er schritt über den Gehsteig, hätte eigentlich in Gedanken versunken sein müssen. Nur war es bei ihm völlig anders. Je näher er seinem Fiat kam, um so mehr verstärkte sich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Einen Menschen sah er nicht, das hatte aber nichts zu bedeuten. Es gab genügend Schatten, in denen sich ein Beobachter verbergen konnte.

Mehr als gewöhnlich drehte er sich um. Immer wieder blickte er zurück auf die andere Straßenseite und auch zum Gehsteig hin, aber auch seine Seite ließ er nicht aus den Augen.

Da war kein Verfolger, kein Schatten. Nur ein Wagen kam ihm entgegen. Er fuhr sehr langsam. Das Licht der Scheinwerfer glitt wie eine Totenbeleuchtung über das Pflaster hinweg, malte es bleich an, aber der Fahrer interessierte sich nur für eine Parklücke und nicht für Alex.

Der Wagen fuhr vorbei. Die Dunkelheit kehrte wieder zurück. Nahe der Hauswand war sie intensiver als mitten auf der Straße. Aus den Fenstern der Wohnungen fiel mattes Licht.

Es gab keine Kneipe in der Straße, keinen Schnellimbiß, nur einen Lebensmittelladen, der von einem Griechen geführt wurde. Der Mann hatte aus zwei Wohnungen einen Laden gemacht und hielt sich noch in seinem Laden auf.

Als Alex einen Blick durch die Scheibe warf, sah er den Besitzer mit einem Block und einem Bleistift in der Hand durch das Geschäft gehen, wo er nachschaute, was am nächsten Tag frisch eingekauft werden mußte. Er sah Alex, schaute nur kurz hoch, dann drehte er sich wieder um.

Alex setzte seinen Weg fort, der nicht mehr lang sein würde. Er wartete darauf, endlich in den kleinen Wagen steigen zu können, um wegzufahren. Am Himmel sah er den Vollmond. Er war so bleich, als hätte man ihn mit einer weißgelben Farbe angestrichen. Manchmal wirkte er verwaschen, wenn dünne Wolkenfetzen wie Gardinen an ihm vorbeitrieben.

Preston passierte das letzte Haus vor dem Grundstück. An der rechten Seite tauchte der Beginn des Bauzauns auf. Es war eigentlich kein Zaun, mehr eine Bretterwand, auf der Informationen über den Bauherrn und die am Bau beteiligten Firmen hinterlassen worden waren. Ansonsten lag das Gelände frei. Jeder konnte es betreten, und ein hoher Kran reckte seinen Arm schräg gegen den Himmel, als wollte er dem Mond einen grauen, starren Schatten geben.

Es kam so vieles zusammen in dieser Nacht, so daß Alex für seine Umgebung kein Auge hatte. Er war in Gedanken versunken, stolperte über einen Stein und spürte den Schmerz in seinem rechten Zeh.

Ein leiser Fluch wischte über seine Lippen. Preston blieb kurz stehen, setzte aber dann seinen Weg fort.

Den Fiat hatte er auf das Grundstück gefahren. Nicht sehr weit, kaum zehn Yards, und die Reifen hatten auf dem sandigen Boden ihre Spuren hinterlassen. Der Fiat parkte neben einem großen Sandhaufen. Dahinter begann die eigentliche Baustelle. Der Keller und das Erdgeschoß waren bereits fertiggestellt worden.

Alex blieb neben dem Wagen stehen. Der Schlüssel steckte in der

Hosentasche. Als seine Hand hineinglitt, hörte er das Geräusch.
Normalerweise wäre es ihm kaum aufgefallen, in der Stille aber war es nicht zu überhören.
Ein leises Rieseln, als hätte jemand etwas aus der Hand nach unten fallen lassen.
Sand…?
Neben dem Wagen erhob sich der kleine Berg aus Sand. Preston schaute hin, ohne jedoch die Körner über die schiefe Ebene nach ernten rieseln zu sehen.
Das mußte etwas anderes sein…
Er drehte sich um.
Nichts war zu sehen, zumindest nicht von der Straße her. Alles lag in einer nächtlichen Stille, und trotzdem schlug sein Herz schneller.
Da war etwas…
Alex Preston war zwar Polizist, aber kein Supermann. Er fühlte sich in diesen Augenblicken so allein und trotzdem von irgendwelchen Feinden oder Gefahren umgeben.
Er zog die Hand mit dem Schlüssel hervor, wurde für einen Moment durch das metallische Blinken abgelenkt, suchte dann das Türschloß und steckte den Schlüssel hinein.
In diesem Moment war es mit der Ruhe vorbei. Es schien ihm, als hätte nur jemand darauf gewartet, daß er den Schlüssel in das Schloß steckte, denn plötzlich hörte er ein drohendes Knurren, und der Sandhaufen in seiner Nähe geriet in Bewegung.
Preston kam es vor, als würde er explodieren, denn aus dem Sandberg heraus wühlte sich ein pechschwarzer Körper mit funkelnden Augen und einem weit aufgerissenen Maul.
Ein Hund - und zugleich eine Bestie!

***

Alex Preston war klar, daß er sich von einem Moment zum anderen in Lebensgefahr befand. Er konnte alles vergessen, seine Theorie, seine Gedanken, denn dieser Hund hatte einzig und allein auf ihn gewartet. Die Rasse konnte der Mann nicht erkennen, jedenfalls war das Tier verdammt gefährlich, denn es wollte ihn angreifen.
Der Hund schüttelte sich. Der Sand umwirbelte den Körper, dann setzte der Hund zu einem Sprung an, und Alex hatte das Glück, daß ihn der Wagen deckte.
So landete das Tier auf dem Dach des Fiats und rutschte dort bis zum Rand weiter.
In einem Reflex hatte Alex den im Schloß steckenden Schlüssel gedreht und die Wagentür geöffnet.
Er zerrte sie noch nicht auf, denn der Hund wollte ihm an die Kehle.
Alex lief zurück. Schwankend, weil der Boden ziemlich weich war

und er nicht den richtigen Tritt fassen konnte. Mit dem rechten Fuß trat er in eine weiche Stelle, ruderte mit den Armen, um sein Gleichgewicht zu halten.

Er durfte sich alles erlauben, nur nicht fallen. Dann war die Bestie über ihm und würde ihn zerreißen.

Der Hund knurrte und löste sich mit einem Sprung vom Dach des Wagens. Der Körper streckte sich, er glitt schräg durch die Luft auf den Mann zu, und mit einer letzten Drehung und dem nachfolgenden entschlossenen Sprung entwischte Alex.

Das Tier landete neben ihm, wobei es seine Pfoten hart in den weichen Boden rammte. Zum Teil verschwanden sie sogar, weil ein so großer Druck hinter dem Aufprall gelegen hatte.

Das Ausweichmanöver hatte Alex von seinem Wagen weggebracht. Zwischen ihm und dieser relativ sicheren Zelle befand sich ausgerechnet noch der Killerhund.

Alex drehte sich. Er handelte nur noch automatisch. Er hatte sein Gehirn praktisch ausgeschaltet, die Instinkte nahmen Überhand, und er wußte, daß er sich verteidigen mußte.

Ein kantiges Stück Holz fiel ihm auf. Es lag nicht weit entfernt. Er brauchte sich nur zu bücken, um das armlange Vierkantholz aufzuheben. Zwei Sekunden später hielt er den Knüppel fest, drehte sich und hatte in der Drehung ausgeholt.

Das war auch nötig gewesen, denn der verdammte Bluthund sprang wieder auf ihn zu. Er war auf den Menschen abgerichtet, sein Kopf schien nur aus Maul zu bestehen, die Pfoten wirbelten über den Boden, rissen ihn auf, und Wolken von Sand wirbelten in die Höhe.

Da er das Holz mit beiden Händen festhielt, verdoppelte sich auch die Kraft seines Schlags.

Er traf.

Das Holz brach nicht. Es hämmerte gegen die Schnauze des Hundes, der seinen Sprung stoppte und Alex nicht erreichte. Er kläffte und knurrte zugleich, er heulte auch auf, als er sich zu Boden warf und sich herumrollte. Natürlich würde er wieder auf die Beine kommen und seinen Gegner erneut anfallen, mit einem einzigen Schlag war eine derartige Bestie nicht erledigt.

Wild sprang das Tier erneut in die Höhe.

Und diesmal wunderte sich Alex über sich selbst, daß er die Nerven behalten hatte.

Eiskalt hatte er abgewartet und rammte das Holzstück genau in dem Moment vor, als er direkt gegen die Schnauze schaute.

Er hörte es klatschen und splittern, wahrscheinlich waren es die Zähne, die in das Holz bissen, denn das Ende steckte im Rachen des Köters.

Er ließ es los, es war nicht mehr wichtig. Alex wollte diesen Ort des

Grauens nur so schnell wie möglich verlassen, und zum Glück war die Tür bereits offen.

Er zerrte den Schlüssel aus dem Schloß, riß die Fahrertür auf, warf sich auf den Sitz, rammte den Wagenschlag wieder zu, und dachte daran, daß er sich selbst anhörte wie ein Tier, denn was da aus seinem Mund strömte, war ein Keuchen und Röcheln, das mit einem normalen Atmen nichts mehr gemein hatte.

Seine linke Hand zitterte wahnsinnig. Es war ihm kaum möglich, das Zündschloß zu finden. Er biß die Zähne zusammen und schaffte es beim zweiten Versuch, und er konnte nur hoffen, daß ihn das Fahrzeug nicht im Stich ließ. Zur Seite schaute er nicht. Er wollte den Hund nicht sehen, ihm reichten die Geräusche, die er hörte.

Dieser Köter war ein reines Kraftpaket, wenn er sich gegen den Wagen wuchtete, konnte er das kleine Gefährt durchaus umwerfen oder zumindest zur Seite rutschen lassen.

Ja, der Motor sprang an, und Alex hätte vor Freude schreien können. Noch begriff er nicht richtig, daß er es tatsächlich geschafft hatte und in relativer Sicherheit saß, aber diese war eben nur relativ.

Er fuhr an.

Da kam der Hund.

In seiner Panik tat er zum Glück das Falsche. Er sprang nicht auf die Motorhaube, um die Scheibe zu zerstören, sondern rammte den Fiat von der Seite.

Das Fahrzeug geriet ins Schwanken, kam dabei dem Sandhaufen bedrohlich nahe. Die Räder drehten durch. Sand und Dreck spritzten in die Höhe. Alex kurbelte verzweifelt am Lenkrad. Er bemühte sich, nicht an den Hund zu denken, drehte das Steuer hastig nach rechts und merkte, daß die Reifen endlich packten.

Er kam weg.

Der Hund griff wieder an.

Diesmal kam er fast von vorn. Wie eine dunkle, tödliche Projektion tauchte er plötzlich auf und warf sich wieder mit aller Gewalt gegen das Fahrzeug.

Zum Glück war der Sprungwinkel ungünstig gewesen, so rutschte der Körper bäuchlings über die Kühlerhaube hinweg und landete auf der anderen Seite im Sand.

Endlich freie Bahn!

Alex schaltete höher. Seine Handfläche war schweißnaß. Sie wäre beim Schalten beinahe noch abgerutscht. Es war alles der reine Wahnsinn, und er wollte nicht näher darüber nachdenken. Den Bogen hatte er mittlerweile geschafft. Die Frontseite des Fiats zeigte zur Straße hin, und das genau war sein Fluchtweg.

Erst jetzt schaltete er die Scheinwerfer ein. In ihrem Licht zeichnete sich plötzlich eine Gestalt ab.

Es war ein Mann, der dort bewegungslos stand, zum Wagen hinschaute und lächelte.

So zumindest kam es Alex vor. Er konnte den Fremden auch nicht genau erkennen, aber das Gesicht blieb ihm schon in der Erinnerung haften. Für ihn hatte es ausgesehen wie ein blasser Fettfleck, und ebenso blaß wirkten auch die blonden Haare auf seinem Kopf.

Die fremde Gestalt hob den rechten Arm. Locker winkte sie dem Mann hinter dem Steuer zu, der dicht an dem anderen vorbeifuhr, einfach auf die Straße hinauf, und das Glück hatte, von keinem querfahrenden Fahrzeug erwischt zu werden.

Der Fiat holperte über das alte Pflaster, und Alex Preston riß das Steuer nach rechts. Er hörte die Reifen jaulen, die ebenfalls gegen die Behandlung protestierten, das war ihm alles egal. Für ihn allein zählte, daß er diese Attacke lebend und sogar noch unverletzt überstanden hatte. Diesem bluthungrigen Köter war es nicht gelungen, ihm eine Wunde zuzufügen oder Fleisch aus seinem Körper zu reißen.

Aber er wüßte noch mehr. Der Hund hatte ihn nicht spontan angegriffen. Wenn er es recht bedachte, mußte das Tier auf ihn gelauert haben. Ja, nur auf ihn, denn es war geschickt worden. Es hatte an der Baustelle gestanden und mußte gewußt haben, daß er kommen und in den Wagen steigen würde.

Das hatte der Hund verhindern sollen. Er war perfekt dressiert worden, nur fragte sich Alex Preston, wer das getan hatte. Wer wollte, daß er durch einen Hundebiß starb?

Die Lösung war einfach, wenn auch nicht zu verstehen. Er dachte darüber nach, als er den Fiat vor einer Einfahrt angehalten hatte, wo man eigentlich nicht parken durfte. Er konnte einfach nicht mehr fahren. Er brauchte eine gewisse Ruhezeit, um alles noch einmal überdenken zu können.

Drei Dinge kamen zusammen.

Da war der Hund gewesen, dann der fremde Mann, und er dachte noch einen Schritt weiter, denn ihm kam seine Verlobte wieder in den Sinn. Vera Tanner hatte sich an diesem Abend so erschreckend anders verhalten. Sie war nicht mehr normal gewesen, sie hatte unter einem Druck und einer Beeinflussung gestanden, mit der Alex nicht mehr zurechtkam. Das überstieg seinen Horizont.

Aber gab es die Verbindung zwischen dem Hund, dem Fremden und seiner Verlobten tatsächlich?

Die Punkte des Dreiecks existierten für ihn, nur schaffte er es nicht, sie zu verbinden.

Noch nicht…

Kam Zeit, kam Rat. Allerdings durfte er sich nicht zuviel Zeit lassen. Er hatte durchaus das Gefühl, daß sich gewisse Dinge zusammendrängten und es in naher Zukunft zu einer Explosion kam,

deren Wellen auch ihn mitreißen konnten.
Alex dachte daran, seine Verlobte anzurufen und ihr alles zu erzählen.
Nein, den Gedanken verwarf er schnell wieder. Vera lag sicherlich schon im Bett. Er wollte sie auf keinen Fall erschrecken, das wäre nicht gut gewesen.
Bevor er startete, warf er Blicke in die Spiegel.
Hinter ihm war alles ruhig. Kein auf Menschen dressierter Hund raste über die Straße oder den Gehweg. Die Stille tat ihm auf eine gewisse Art und Weise gut.
Noch einmal atmete er tief durch. Dann drehte er wieder den Schlüssel, und der Motor sprang an.
Der Fiat rollte vor.
Wohin, das war Alex Preston unklar. Er hatte das Gefühl, an einem Scheideweg in seinem Leben zu stehen, aber er nahm sich vor, nicht aufzugeben, und in seinem Kopf entstand bereits ein Plan. Allein konnte er ihn jedoch nicht durchführen, dazu brauchte er Hilfe…

***

Vera Tanner war in die kleine Dusche gegangen und hatte sich unter die heißen Strahlen gestellt, weil sie sich schmutzig fühlte. Wenn sie an den Anruf dieses Lou Ryan dachte, revoltierte ihr Magen, und sie mußte würgen. Sie haßte diesen Mann, und sie wußte zugleich, daß sie ihm und seiner anderen Ausstrahlung verfallen war.
Nein, das war nicht einfach nur eine andere Ausstrahlung gewesen. Da hatte schon etwas anderes dahintergesteckt. Eine gewisse Weltanschauung, die ihrer genau entgegenstand. Hier kam einiges zusammen, über das sie nie nachgedacht hatte.
Immer wieder funkte das Wort Teufel durch ihren Kopf. Natürlich war der Teufel in ihrem Leben präsent gewesen, aber auf eine andere Art und Weise. Eben wie bei einem normalen Menschen, der über den Teufel las, der mal in seinem Namen fluchte, der Filme sah, wo der Name des öfteren wiederholt wurde, aber doch nicht in Wirklichkeit.
Das hatte sich bei ihr alles geändert!
Sie kam nicht mehr zurecht. In der vergangenen Woche war ihr Leben auf den Kopf gestellt worden. Dieser ruhige Fluß, in dem es bisher dahingetrieben war, hatte plötzlich Stromschnellen und auch gefährliche Untiefen bekommen, die für einen Nichtschwimmer tödlich waren. Und Vera Tanner fühlte sich tatsächlich wie jemand, der nicht schwimmen konnte, und sie wußte auch, daß sie allein dagegen nicht ankämpfen konnte. Sie brauchte Hilfe, denn all ihre Reaktionen vorhin waren Hilfeschreie gewesen. Alex mochte sie gehört haben, aber er hatte nicht handeln können, wobei sich Vera die Schuld gab.

Ihre Verfehlung konnte sie einfach nicht vergessen. Sie hatte sich nicht nur mit einem Mann eingelassen, der wie ein Druck auf ihrer Existenz lag.

Darüber kam sie zunächst einmal nicht hinweg. Und sie wußte auch, daß der Druck zunehmen würde, wenn es ihr nicht gelang, sich von diesem Menschen zu lösen.

Vera stellte die Dusche ab. Ein paar letzte Tropfen klatschten noch auf ihren Körper, dann stieg sie aus der schmalen Kabine und fror, weil ihr die Luft zu kühl war.

Die dunklen Haare klebten naß an ihrem Kopf. Vera wickelte sich in ein flauschiges Badetuch ein, begann sich abzureiben und starrte dabei ins Leere.

Sie sah sich im Spiegel. Nur schwach, weil sich Feuchtigkeit auf die Fläche gelegt hatte. Nur war sie nicht so dicht, als daß sie sich selbst nicht hätte sehen können.

Vera war ein Umriß, nicht mehr klar, und dieses Bild kam ihr symptomatisch für die Zukunft vor.

Nicht mehr klar denken, sich bewegen wie durch Watte, sich führen lassen von unbekannter Hand, sich dabei einem Ziel entgegenbewegen, das in weiter Ferne lag und von dem sie nicht wußte, wie es aussah.

War das noch ein Leben?

Vera nahm das Tuch von ihren Schultern weg und schleuderte es in die leere Dusche. Sie wollte sich nicht im Spiegel sehen, sie wollte auch nicht mehr in den Wohnraum, sondern wirklich versuchen, im Bett die nötige Ruhe zu finden.

Das Schlafzimmer war winzig. Der Vergleich mit einer Hütte hätte gepaßt.

Da standen ein Bett und ein schmaler Schrank, in dem ihre Kleidungsstücke dichtgedrängt hingen.

Auf dem Bett lag ihr Nachthemd aus Baumwolle. Es reichte ihr bis zu den Waden.

Die Tür hielt sie nicht geschlossen. Sie hatte auch im Wohnraum eine Lampe brennen lassen, denn die absolute Dunkelheit konnte sie jetzt nicht vertragen. Da wären ihr nur die schlimmen Gedanken gekommen, noch stärker als jetzt.

Sie legte sich auf den Rücken und versuchte zu beten. Ja, das würde helfen, ein Gebet hatte ihr schon oft geholfen. Nur war es diesmal anders. Vera Tanner schaffte es einfach nicht, die Hände zum Gebet zu falten. Da war plötzlich ein innerer Widerstand vorhanden, der bestimmt nicht aus ihr selbst kam, denn sie hatte den Eindruck, als wäre sie von jemandem abgehalten worden.

Von einer Stimme.

Von *seiner* Stimme!

Sie war da und nicht da. Vera sah ihn, sie malte sich aus, wie er hätte aussehen können. Er schwebte plötzlich wie eine Geisterscheinung über ihrem Bett. Es war die bildlich gewordene Erinnerung, die sie zu sehen bekam.

Ihr Herz klopfte schneller als gewöhnlich. Der Mund war trocken geworden. Die Angst hielt ihren Magen umklammert, auf der Stirn lag Schweiß, und ihre Hände berührten sich noch immer nicht.

Flach lagen sie auf der Bettdecke.

Was war das nur für ein Gefühl? Vera kam damit nicht zurecht. Wieder war eine Tür zu ihrem alten Leben geschlossen und eine andere aufgestoßen worden.

Wo sollte dies alles noch hinführen?

Verzweifelt stellte sich die Frau diese Frage. Immer und immer wieder, ohne jedoch eine Antwort finden zu können. Es war alles so anders geworden, und der Eindruck, eine Nichtschwimmerin im Meer zu sein, verstärkte sich zusehends.

Sie schluckte. Der Speichel schmeckte bitter, auch anders als sonst, und die geflüsterten Worte verließen wie ein Hilfeschrei ihren Mund. Was ist nur los mit mir? Himmel, was habe ich getan? Was ist denn überhaupt geschehen?

Keine Antwort war möglich. Niemand konnte sie ihr geben, denn es war niemand in der Nähe. Sie mußte allein damit fertigwerden. Wieder verdrehte sie die Augen, hob den Blick an, als könnte ihr das kleine Fenster über dem Kopf eine Antwort geben.

Das Glas blieb stumm, ebenso die Dunkelheit. Die Nacht war ruhig und gefährlich, sie war angefüllt mit Schatten, mit einem geheimnisvollen Leben, das sich an andere Regeln hielt als an die normalen.

Vera Tanner hatte sich derartigen Gedanken nie hingegeben. Das wollte sie an diesem späten Abend auch nicht, aber es ging nicht anders. Sie mußte immer wieder an die Nacht denken und an das, was sich in ihr verstecken konnte.

Auch er.

Lou Ryan war allgegenwärtig, auch wenn sie ihn nicht sah. Vera hatte das Gefühl, ihn zu spüren.

Sie bildete sich ein, neben ihr den Druck eines anderen Körpers zu fühlen. Sie drehte sich sogar um, aber da war niemand.

Oder?

Ein Schatten zeichnete sich auf dem Bett ab. Ein Schatten, der zuvor nicht dagewesen war, der auch sie erreichte. Woher kam der Schatten?

Licht gab es nicht, abgesehen von dem Schein der Lampe im Nebenraum. Vera schaute nach vorn, durch die offene Tür, aber sie sah keinen, der sich bewegt hätte.

Und doch war der Schatten da.
Obwohl sie vor Furcht heftig atmete, blieb sie starr liegen, dennoch schielte sie zum Fenster. Vera suchte den Auslöser des Schattens.
Da sah sie etwas durch die Scheibe fallen. Es war grau und wirkte wie ein böses Omen. Es fiel auf sie und auf ihr Bett. Es war ein Zeichen. Mit Schrecken erkannte die junge Frau die ganze Wahrheit.
Sie und ihr Bett wurden von einem schwarzen Schattenkreuz berührt. Nur lag es mit dem oberen Teil nach unten!
Vera Tanner wußte Bescheid.
Es war das Zeichen des Satans und das Zeichen dafür, daß sie bereits in seine Nähe gerückt war…

***

»Wie spät ist es?« fragte ich Suko, der neben mir hockte, gähnte und es sich auf dem Beifahrersitz so bequem wie möglich gemacht hatte.
»Zu spät.«
»Sag schon.«
»Es ist früh. Zwei Uhr beinahe.«
»Mist.«
»Stimmt.«
Ich ließ das Nachtglas sinken, durch das ich das Haus beobachtet hatte. Es lag einsam, mitten im Gelände, aber es war nicht unbewohnt, denn hinter den Mauern lebten die Schwestern Serrano, die es tatsächlich geschafft hatten, drei besondere Gäste - Vampire - in ihr Haus zu locken.
Diese drei Blutsauger hatten eigentlich als Killer für die Mafia arbeiten sollen. Daß daraus nichts wurde, hatte an Suko, Shao und mir gelegen, uns war es gelungen, die drei Blutsauger zur Hölle zu schicken. Die beiden Serrano-Schwestern aber waren geblieben. Aus ihnen hatten wir nichts herausgekriegt. Angeblich hatten sie von nichts gewußt, was wir natürlich nicht glaubten.
Wir hätten sie für eine Weile festhalten können. Schließlich hatten sie mich betäubt und gefesselt in einem Kellerverlies zurückgelassen, wo ich als Nahrung für ihre Blutsauger dienen sollte.
Es hatte nicht geklappt, und wir hatten Amanda und Olivia Serrano nicht eingebuchtet. Aber wir hatten sie auch nicht vergessen, denn wir gingen beide davon aus, daß auch sie nicht vergessen worden waren und weitermachten.
Sie waren darauf fixiert, mit dem Feuer zu spielen, und wir warteten darauf, daß die Flamme endlich angefacht wurde. Es war die dritte Nacht, die wir uns um die Ohren schlugen - unser Chef war natürlich einverstanden gewesen -, und ins Büro waren wir erst am Mittag zurückgekehrt, nachdem wir uns eine Mütze voll Schlaf gegönnt hatten.

In dieser Nacht allerdings hatte sich etwas verändert, denn die Schwestern hatten Besuch bekommen, über den wir uns wunderten. Ein Mann war auf einem Motorrad zu dem Haus gefahren, hatte die Maschine abgestellt und war sofort hineingegangen.

Wir hatten ihn nicht erkennen können, denn der Helm hatte sein Gesicht verborgen, und so mußten wir warten, bis er wieder zum Vorschein kam, dann würden wir uns an seine Fersen heften und ihn irgendwann auch stellen.

Nur waren wir Menschen und lebten nicht davon, uns die Nächte um die Ohren zu schlagen. Wir konnten die Müdigkeit kaum unterdrücken, es fiel uns beiden immer schwerer, die Augen offenzuhalten. Mal hatte Suko geschlafen, mal ich, und auch der erste Kick nach dem Besuch des Unbekannten war längst verflogen. Die Routine des Wartens hatte uns wieder eingeholt.

»Wir können ja wetten!« schlug ich vor.

»Um was?«

»Einfach nur so. Ich sage, daß der Besucher in der nächsten halben Stunde nicht zurückkehrt, und du behauptest das Gegenteil. Wer gewinnt, gibt dem anderen ein Essen aus.«

Suko winkte ab. »Keine Lust.«

»Meine Güte, bist du träge.«

Der Inspektor schüttelte den Kopf.

»Das hat mit Trägheit nichts zu tun. Ich denke nur gerade nach.«

»Über was?«

»Darüber, wer dieser Motorradfahrer wohl sein könnte.«

»Wenn du nichts anderes zu tun hast…«

»Habe ich nicht. Ich kann mir vorstellen, daß es ein noch junger Mann ist.«

»Weil er eine Maschine fährt?«

»Ja.«

»Muß nicht unbedingt sein. Es gibt auch ältere Menschen, die daran Spaß haben.« Ich warf Suko einen bestimmten Blick zu, der seinem Gesicht etwas Drohendes entlockte.

»Du hast doch nicht etwa mich damit gemeint?«

»Neiiinnn - woher denn? Du hast doch keine Maschine mehr. Deine Harley ist in einer anderen Dimension verschollen. Ich warte nur noch darauf, daß sich plötzlich ein Tor öffnet und eine Hexe auf deinem Feuerstuhl vom Himmel rast.«

»Du hast vielleicht Gelüste.«

Ich rieb meine Augen, weil sie leicht brannten, und nahm das Nachtglas wieder hoch.

Wir hatten uns sehr günstig aufgebaut. Vom Haus her waren wir nicht zu sehen, denn einige Büsche verdeckten die Sicht auf den Rover.

Ansonsten war das Gelände ziemlich flach, bis auf das Waldstück an der linken Seite. Es stand dort, als hätte es etwas zu verbergen, und wir glaubten auch daran, daß der Wald ein Geheimnis barg.

Die Aussagen der Schwestern hatten zwar nicht direkt darauf hingewiesen, aber zwischen den Zeilen war schon so etwas zu hören gewesen. Deshalb hatten wir uns auch vorgenommen, nach dieser dritten Wachnacht - sollte hier auch nichts geschehen - bei Tageslicht noch einmal zu erscheinen und den Wald zu durchsuchen.

Ich hatte das Haus gut im Blick. Es war zum Greifen nahe, wie man so schön sagt. Die Tür sah ich deutlich, auch die Fenster im Erdgeschoß. Eine Scheibe war zerstört worden bei unserem Einsatz.

Man hatte sie noch nicht ersetzt und statt dessen die Öffnung mit Pappe verklebt, so daß sie wie ein kantiges Auge wirkte.

Zwar waren auch andere Fenster erhellt, in den Räumen war allerdings nur schwerlich etwas zu erkennen. Hin und wieder bewegte sich ein Schatten durch das Licht, das war alles.

Dann wurde die Tür geöffnet.

Suko, der eingenickt war, schrak auf, als er mein zischendes Pfeifen hörte.

»Was ist denn?«

»Es tut sich was!«

Sukos Schläfrigkeit war wie weggeblasen. Er war hellwach.

So wie ich starrte er auf das Haus und behielt den Eingangsbereich unter Kontrolle. Die Tür war zwar geöffnet worden, stand aber noch nicht ganz offen. In ihrer unmittelbaren Nähe entdeckte ich die Gestalt des Besuchers, der sich jetzt drehte und deshalb gut in den Lichtschein des Flurs hineintrat.

Für mich war er gut zu erkennen. Er hatte blonde Haare und war höchstens dreißig. Ich kannte ihn nicht. Er sah mir auch nicht nach einem Boten der Mafia aus. Die fielen einem geübten Polizeiauge meistens auf.

Der jüngere Mann trug seinen Helm unterm Arm. Er ging jetzt vor, um den Serrano-Schwestern den nötigen Platz zu schaffen. Amanda verließ als erste das Haus. Es folgte Olivia, die auch die Tür abschloß. Der Besucher wartete neben seiner Maschine auf die beiden Frauen. Er schaute sogar in unsere Richtung, und ich konnte nur hoffen, daß unsere Deckung ausreichte.

Die Schwestern rahmten ihn ein, sprachen mit ihm, und durch die Optik sah ich, wie Amanda den Arm hob und auf den Wald deutete.

Ich ließ das Glas sinken. »Ha, das glaubt uns keiner.«

»Was denn?«

»Es sieht so aus, als wollten sie bei Nacht und Nebel im Wald verschwinden.«

»Nacht ja, Nebel nein«, sagte Suko und öffnete bereits die Tür. »Wir

werden sehen, was sich machen läßt.«

Die Innenbeleuchtung war abgeschaltet worden. So konnten wir den Rover im Dunkeln verlassen.

Mit dem bloßen Auge war beim jetzt schwächeren Mondlicht kaum etwas zu erkennen, aber zum Glück kannten wir das Ziel, den Wald, wo sich irgend etwas verbergen mußte.

Ich überlegte, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn wir uns bereits am Tag mal dort umgesehen hätten. Egal, das war jetzt vorbei.

Es war zwar nicht windstill, aber der kühle Wind streichelte die Haut nur.

Vom Himmel herab glotzte der Mond zu. Er hatte sich gerade wieder hinter einer Wolke hervorgeschoben, so daß es heller geworden war. Solange wir den Waldrand noch nicht erreicht hatten, konnten wir uns normal bewegen. Später würde es schwieriger werden, denn überall würden Zweige und kleine Äste herumliegen, auf die wir treten konnten.

Meine Gedanken drehten sich um den Besucher. Das Gesicht und auch die gesamte Gestalt gaben mir Rätsel auf. Mein Gefühl sagte mir einfach, daß dieser glatte Typ mit der Mafia nichts im Sinn hatte.

Aber womit dann?

Das war die große Frage. Sollten die Serrano-Schwestern auf verschiedenen Hochzeiten tanzen?

Zuzutrauen war ihnen dies. Die hatten auf mich nicht den Eindruck gemacht, aufgeben zu wollen.

Es hätte sie auch nicht gestört, wenn wir sie verhaftet hätten. Mit einem richtigen Anwalt im Hintergrund wären sie sehr bald wieder freigekommen, und so hatten wir uns eben für einen anderen Weg entschieden.

Hoffentlich führte er ans Ziel. Alles andere war zweitrangig geworden.

Suko und ich hatten den Eindruck, schneller zu gehen, als die drei von uns Verfolgten. Zwangsläufig würden wir sie hören müssen; wenn sie den Wald erreicht hatten und sich durch das Unterholz schlugen.

Sprechen hörten wir sie nicht. Es war auch kein Scheinwerferstrahl zu sehen. Amanda und Olivia Serrano kannten sich so gut aus, daß sie ihren Weg auch im Stockfinstern fanden.

Im Gegensatz zu uns.

Wir standen vor der dichten Insel wie die Ochsen vor dem Berg. Leuchten konnten wir nicht, das Licht hätte auf uns aufmerksam gemacht, so mußten wir uns im Dunkeln vortasten, lauschten sicherheitshalber in den Wald hinein und waren beide nicht besonders begeistert davon, daß wir nichts hörten.

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Da sie nicht fliegen können, müssen die Schwestern hier jeden Fußbreit Boden kennen.«

»Im Gegensatz zu uns.«
»Wir gehen aber trotzdem.«
»Klar.«
Es war kein Gehen, es war ein Schleichen. Wir kamen uns wie in den Kindertagen vor, als wir Verstecken gespielt und uns herangepirscht hatten.
Wir blieben auf Sichtweite, traten immer vorsichtig auf und waren froh, daß der Waldboden weich war. So waren wir nicht zu hören.
Noch immer wagten wir es nicht, unsere Leuchten einzuschalten, und wir verließen uns nach wie vor auf Augen und Gehör.
Und wir hatten Glück. Ein leises Lachen erreichte unsere Ohren. Schlagartig blieben wir stehen. Ich schaute nach links, wo mein Freund Suko stand, der seinen rechten Arm halb angehoben hatte und in eine bestimmte Richtung deutete.
Ich war mit dieser Richtung einverstanden und gab dies durch ein Nicken bekannt. Ohne dieses Geräusch hätten wir das Trio wohl aus den Augen verloren.
Bisher war der Wald relativ gut zu durchqueren gewesen. Die Bäume hatten nicht allzu dicht gestanden, das änderte sich nun. Die Umgebung paßte uns nicht mehr. Unterholz erschwerte das Vorwärtskommen. Große Grasbüschel bildeten Stolperfallen. Die Verfolgung gestaltete sich immer schwieriger.
Das Lachen wiederholte sich nicht. Dafür aber hörten wir eine Stimme. Olivia Serrano sprach. »Du hast alles gesehen. Dürfen wir dich noch fragen, ob du zufrieden bist?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Dann gib uns Bescheid.«
»Und dieser Ort ist wirklich sicher?«
Die Antwort gab Amanda. »Jetzt schon, nachdem alles andere geregelt wurde.«
Wir grinsten beide, da wir wußten, daß wir mit dieser Erwiderung gemeint waren.
»Schön, ich werde mich bald melden. Ich denke, daß es hier einsam genug ist.«
»Aber du wirst nicht allein erscheinen?« fragte Olivia.
»Nein, auf keinen Fall. Ich habe Freunde. Ihr werdet es sehen, falls ihr zuschauen wollt.«
»Gern.«
»Es ist auch neu für uns«, sagte Amanda.
»Aber ihr habt davon gehört?«
»Viel sogar und auch gelesen.«
»Das ist gut. Ich war in den Staaten. Dort habe ich den Kontakt bekommen. Ich war begeistert, er hat meinem Leben einen anderen Sinn gegeben, und ich werde bald in der Hierarchie ganz nach oben

steigen, denn dann erst gehöre ich zu ihnen.«

»Wir gönnen es dir. Unsere Unterstützung hast du«, sagte Amanda. »Zunächst nur passiv, aber das kann sich ändern. Jedenfalls freuen wir uns auf die Zukunft.«

»Und diese Bullen, die bei euch waren?«

Diesmal lachte Olivia. »Keine Sorge, sie können mir nichts. Würden sie uns einbuchten, so würden sie sich lächerlich machen. Und das wollen sie nicht.«

»Ich verlasse mich auf euch!«

Sie sprachen, aber ihre Stimmen wurden so leise, daß wir nichts verstehen konnten. Suko flüsterte mir ins Ohr. »Weißt du, wovon sie gesprochen haben?«

»Nein, keine Ahnung.«

»Es wird uns betreffen.«

»Und deshalb werden wir sie auch fragen.«

Er hatte dieselbe Idee gehabt wie ich. Wir holten die kleinen Leuchten hervor und marschierten los, ohne sie allerdings einzuschalten.

»He, wer ist da?«

Amanda hatte gerufen, und plötzlich zuckte uns ein Licht entgegen. Es war der Kegel einer Stablampe, der über das Unterholz hinwegwischte, durch Lücken glitt, auch uns erreichte und zugleich von uns erwidert wurde. Wir entdeckten so die Lichtung, die sich wie ein Opferplatz auf dem Waldboden breitgemacht hatte.

Bevor sich die Serrano-Schwestern zurückziehen konnten, hatten wir das schützende Dunkel der Bäume verlassen, aber wir sahen sofort, daß die dritte Person nicht mehr da war. Sie hatte es vorgezogen, klammheimlich zu verschwinden, was uns ärgerte.

»Bleiben Sie stehen!« befahl ich den beiden Frauen, während ich sie anleuchtete und Suko den übrigen Teil der Lichtung absuchte und auch unter die alten Findlinge leuchtete, die aussahen wie Eingänge zu irgendwelchen schaurigen Höhlen.

»Die Stimme kenne ich doch«, sagte Olivia und schaute ihre Schwester an. »Ist das nicht dieser…?«

»Ja, es ist Sinclair.«

»Mist! Und sein Kumpan treibt sich auch hier herum. Die müssen nichts zu tun haben, daß sie sich immer die Zeit nehmen, zwei harmlose Frauen zu belästigen.«

»Hören Sie auf mit dem Blödsinn!« sagte ich. »Sie wissen genau, daß es nicht so gewesen ist.«

»Wie ist es dann gewesen?« fragte Olivia.

»Das möchten wir gern von Ihnen erfahren.«

Sie schauten sich gegenseitig an. »Wir wissen von nichts«, sprachen sie fast gleichzeitig.

»Das ist nett«, erklärte ich höhnisch. »Wirklich nett. Menschen, die einen Yard-Mann gefangengehalten haben und anschließend nichts wissen, sollten eigentlich hinter Gittern sitzen.«

»Finde ich auch!« bestätigte Suko.

»Was wollen Sie eigentlich noch hier?« fragte Amanda. »Haben Sie es sich überlegt? Wollen Sie uns noch hinter Gitter setzen? Das wird Ihnen schwerlich bekommen.« Sie war die sanftere der beiden Schwestern. Den Eindruck allerdings machte sie im Moment nicht. Beide wirkten wie starre, alte Frauen, obwohl sie so alt noch gar nicht waren. Ich schätzte sie auf Mitte bis Ende Dreißig.

»Können Sie sich das nicht vorstellen?«

»Sie haben uns beobachtet, wie?«

Ich ging nicht auf die Frage ein, sondern sprach davon, daß wir mit ihnen reden wollten.

Olivia kicherte. »Über was denn? Wir haben nichts getan, was einen Bullen interessieren könnte.«

»Sagen Sie das nicht. Schließlich ist ein Besucher bei Ihnen gewesen. Er ist wieder verschwunden, als hätte er eine Warnung erhalten. Wir möchten nur von Ihnen beiden wissen, wen Sie da in Ihr Haus gelassen haben.«

Beide Frauen schauten sich an. »Er denkt an die Mafia!« sagte Olivia.

»Bullen irren oft, Schwester.«

»Meine ich auch.«

Sie waren gut aufeinander eingespielt. Zudem sahen sie in ihren Mänteln auch irgendwie gleich aus.

Von den Gesichtern her unterschieden sie sich zwar, aber die gesamte Gestik, ihr Denken und ihr Handeln lief schon synchron. Die Schwestern waren ein gut aufeinander eingespieltes Team, das mußte ich neidlos anerkennen.

»Wir denken nicht an die Mafia«, erklärte Suko.

»Oh!« rief Amanda. »Eine völlig neue Alternative. Sie sind ja richtig flexibel.«

»Müssen wir sein. Wer war der Mann?«

Olivia kicherte. »Das möchten Sie wohl gerne wissen, wie?«

»Sonst hätten wir Sie nicht gefragt!« erklärte Suko.

»Gute Logik, Inspektor, wirklich.« Amanda trat an ihn heran. »Aber Sie können fragen, was Sie wollen, Sie werden von uns keine Antworten bekommen.«

Suko lächelte. »Auch wir könnten gewisse Gegenmaßnahmen ergreifen, Ladies. Sie wohnen recht nett hier. Ob Sie das Haus gern mit einer Zelle vertauschen wollen, glaube ich kaum. Ich will Ihnen etwas sagen. Wir können Sie zwar nicht zu lange festhalten und…«

»Hören Sie auf!« Olivias Stimme klang böse. Sie stand vor Suko wie eine Furie. Es fehlten nur mehr die abstehenden Haare. »Es war kein

Mafioso, verflucht! Der junge Mann war völlig harmlos. Ein schlichter Besucher.«

»Den Sie in der Nacht in den Wald führten, um ihm diese Lichtung hier zu zeigen.« Ich winkte ab.

»Lassen Sie sich etwas Besseres einfallen - als diesen Schwachsinn!«

»Er glaubt uns nicht!« stöhnte Amanda. »Beide glauben uns nicht. Beide sind verbohrt, typische Bullenhirne. Ihnen fehlt das normale Denken, nur in Schubladen sortieren sie ihre Gedanken.«

»Wer war dieser Mann?« unterbrach ich die Lamentiererei.

»Wir kennen ihn kaum!« sagte Olivia. »Ach, ein Fremder.«

»Ja.«

»Hatte er auch einen Namen?«

Wieder schauten sich beide Frauen an. Diesmal war es Amanda Serrano, die beide Schultern hob.

»Jeder Mensch hat einen Namen, das wissen Sie selbst, Sinclair. Aber seinen vollen Namen kennen wir nicht. Er hat sich uns nur mit seinem Vornamen vorgestellt. Der Mann heißt Lou.«

»Nur Lou?«

»So stellte er sich vor.«

»Und Sie haben nicht nachgefragt?«

»Nein.«

»Was wollte Lou denn?« fragte Suko mit sanfter Stimme.

Diesmal lächelte Olivia Serrano ihn an und schielte dabei auf den kondensierten Atem vor ihren Lippen. »Er ist ein noch junger Mensch mit Ideen und Idealen. Er ist auf der Suche nach bestimmten Orten und Plätzen, weil er über sie schreiben will. Das ist alles.«

»Uns ist es nicht genug«, sagte ich. »Ich möchte mehr wissen, was die Orte und Plätze angeht, die er aufsucht.«

»Magische Zentren, wenn Sie verstehen.«

»Aha. Orte wie Stonehenge oder diese Lichtung hier…«

»Ja!« Beinahe hätte Olivia gejubelt. »Ja, so ist es gewesen. Er war davon überzeugt, ein magisches Zentrum vor sich zu sehen. Deshalb ist er gekommen.«

»Und? Hat er recht?«

»Was meinen Sie?« Amanda grinste mich an. »Schauen Sie sich um, Sinclair. Ist das hier ein magisches Zentrum? Spüren Sie irgendwelche Auren und Strahlen?«

»Es ist für mich nicht wichtig, sondern für diesen Lou, den Sie hergelockt haben.«

»Nein, nicht wir. Er ist von allein gekommen. Wir haben ihn nur geführt. Er hat sich hier umgeschaut und war davon ziemlich angetan.«

»Wann kehrt er zurück?«

»Das hat er nicht gesagt.«

»Und was er hier auf dem Platz vorhat, wissen Sie natürlich auch nicht, Ladies?«

Amanda wandte sich an ihre Schwester. »Weißt du es, Olivia?«

»Nein. Mir hat er nichts gesagt.«

»Mir auch nicht«, erklärte Amanda. »Er ist ja schnell wieder von diesem Platz verschwunden. Dabei hat er uns nicht mal gesagt, wann und ob er wiederkommen wird. Er hatte es plötzlich sehr eilig. Mehr können wir Ihnen nicht sagen. Sie müssen zugeben, daß wir schon kooperativ gewesen sind, oder meinen Sie nicht?«

»Sorry«, erklärte ich, »aber da sind wir anderer Meinung. Lou war lange genug im Haus.«

»Stimmt!«

Ich schaute Amanda an, die den Kopf etwas angehoben hatte, um mir ins Gesicht sehen zu können.

»Da hatten Sie beide Zeit genug gehabt, mit ihm über gewisse Dinge zu reden. Er wird Ihnen doch mehr über sein Vorhaben erklärt haben.«

»Das dachten wir auch, Sinclair. Wir haben ihn sogar gefragt, und das nicht nur einmal!« erklärte Olivia Serrano. Sie schaffte es sogar, ein zerknirschtes Gesicht aufzusetzen. »Aber Sie wissen ja selbst, wie das ist. Wenn jemand nichts sagen will, dann kann man noch so drängen. Man wird nichts aus ihm herausbekommen. Uns hat das geärgert, aber letztendlich war uns der Besucher doch sympathisch, so daß wir seinen Bitten nachgekommen sind und ihn an diesen geheimnisvollen Ort geführt haben, von dem die Legende berichtet, daß sich dort in grauer Vorzeit der Teufel und ein anderer Dämon gegenseitig mit Steinen beworfen haben. Die Reste davon finden Sie, wenn Sie sich umschauen.«

Beide Frauen verstanden es hervorragend, sich aus der Affäre zu ziehen. Sie sagten viel, im Endeffekt aber hatten sie gar nichts gesagt. Uns kam es auf den Besucher mit dem Vornamen Lou an. Es gab offiziell auch keinen Grund dafür, eine Fahndung nach ihm anlaufen zu lassen. Jeder konnte sich, zu welcher Stunde auch immer, irgendwelche Steine anschauen. Das war nicht verboten.

»Mehr wissen wir nicht!« flüsterte Amanda.

»Warum ist er nicht am Tag gekommen? Da wäre die Sicht doch besser gewesen?« fragte ich.

»Das war sein Problem. In der Nacht ist es zwar dunkel, aber geheimnisvolle Kräfte sind dann konzentrierter. Und das ist wohl hier gewesen, denke ich, denn Lou war ziemlich angetan, als wir ihn herumführten. Er hat einige Male zufrieden genickt.«

»Und natürlich nichts gesagt«, murmelte Suko.

»So ist es.«

»Sie wissen demnach nicht, was er vorhat?«

»Nein.«
Olivia mischte sich ein. Sie bat ihre Schwester darum, nach Hause zu gehen. Ihr war kalt geworden, und Amanda stimmte zu, während sie uns einen fragenden Blick zuwarf.
»Natürlich, gehen Sie nur«, sagte ich. »Es kann aber durchaus sein, daß wir uns mal wiedersehen.«
»Zum Kaffee?«
»Bestimmt nicht.«
»Sie trauen uns noch immer nicht, wie?«
»Das haben Sie treffend formuliert.«
»Es gibt aber keine Vampire mehr«, flüsterte Amanda. »Das müssen Sie endlich begreifen.«
»War denn ein gewisser Mallmann mittlerweile wieder bei Ihnen. Sie wissen doch, der Blutsauger mit dem D auf der Stirn, das schimmert wie dunkles Blut.«
»Nein, nur einmal. Aber das ist vorbei. Auch unser Kontakt mit der ehrenwerten Gesellschaft, wie Sie behaupteten und was wir beide Ihnen nie bestätigt haben. Es ist Vergangenheit, Sinclair. Es ist alles vorbei, merken Sie sich das. Wir führen ein ganz normales Leben, und wir sind glücklich dabei.« Sie faßte nach Olivias Hand und zog die Schwester fort. »Komm jetzt, ich koche uns noch einen guten Tee.«
»Den brauche ich auch, Schwester.«
Beide gingen, und wir blieben stehen. Ziemlich nachdenklich schauten wir ihnen hinterher. Als sie die Lichtung verlassen und der Wald sie wieder geschluckt hatte, fragte Suko: »Haben wir einen Fehler gemacht, John? Oder hast du das Gefühl, das Richtige getan zu haben?«
»Das weiß man immer erst später.«
»Aber wie ich dich kenne, glaubst du ihnen nicht.«
»Du denn?«
»Was meinst du damit?«
»Lou!«
»Genau«, bestätigte Suko. »Dieser Lou ist die große Unbekannte. Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder ist er völlig harmlos, was ich nicht glaube. Und da ich es nicht glaube, muß es dieser Lou faustdick hinter den Ohren haben.«
»Kann sein.«
»Warum klingst du so skeptisch?«
Ich trat einen kleinen Stein weg. »Das weiß ich selbst nicht genau. Da wird uns erzählt, daß sich ein Mann um magische oder geheimnisvolle Orte kümmern will, weil er vorhat, ein Buch darüber zu schreiben. Ist das so normal, daß wir es hinnehmen können?«
»Eine Premiere wäre es nicht. Du weißt selbst, daß es Bücher gibt, in denen einiges über geheimnisvolle Plätze in unserer tollen Welt steht.

Das muß dir auch klar sein.«
»Ist es auch. Mein Mißtrauen wäre auch nicht aufgekeimt, wenn es nicht gerade die Serrano-Schwestern gewesen wären, die daran beteiligt sind. Das läßt mich eben überlegen und weiterdenken. Ich glaube schon, daß sich hier wieder mal etwas anbahnt, von dem wir noch nichts wissen. Dreh- und Angelpunkt ist dieser Lou.«
»Doch eine Fahndung?«
Ich winkte müde ab. »Weißt du, wie viele Männer es in London mit dem Vornamen Lou gibt? Er muß nicht mal aus London stammen…«
»Aber wir haben seine Beschreibung. Du zumindest weißt, wie der Knabe aussieht.«
»Was hilft uns das weiter?« Ich trat einen weiteren kleinen Stein zur Seite. »Rechnest du damit, daß er uns - rein zufällig natürlich - noch mal über den Weg laufen wird?«
»Möglich ist alles.«
»Nein, Suko, nein. Tu mir einen Gefallen und häng dich nicht an einen dünnen Faden…«
Er ließ mich nicht ausreden. »So dünn, wie du denkst, ist der Faden gar nicht.«
»Wieso?«
»Ich bin wie eine Klette und fange noch einmal an. Wenn es tatsächlich stimmt, daß dieser Lou Schriftsteller ist und über ein bestimmtes Thema schreibt, wäre es möglich, ihn zu finden. Da stehen die Chancen dann besser. Oder glaubst du, daß es viele Schriftsteller mit dem Vornamen Lou gibt, die eine bestimmte Art von Büchern schreiben?«
»Das allerdings nicht.«
»Siehst du!«
Ich gab ihm sofort einen Dämpfer. »Wer gibt dir denn die Gewißheit, daß unser Lou jemals ein Buch geschrieben hat?«
»Wir können es morgen früh herausfinden.«
»Heute früh.«
»Meinetwegen auch das.«
Ich schlug ihm auf die Schulter. »Dann laß uns jetzt von hier verschwinden, ich möchte mich noch für einige Stunden ins Bett legen. Gegen Mittag sehen wir dann weiter.«
»Hoch lebe die Arbeit!« sagte Suko.
Und ich fügte hinzu: »Richtig, mein Freund. Aber so hoch, daß man nicht drankommt.«
»Typisch«, sagte Suko. »Wenn ich so etwas höre, wundere ich mich über gar nichts mehr.«
Nach dieser Antwort machten wir uns ziemlich frustriert auf den Rückweg, denn wir hatten auch vergessen, uns das Motorradkennzeichen zu notieren.

***

Vera Tanner konnte sich nicht daran erinnern, jemals eine derartige Nacht erlebt zu haben. Sie war, mit einem Wort gesagt, schrecklich gewesen.

Schlaf war für sie Luxus. Sie hatte einige Male die Augen geschlossen, war auch dahingedämmert, dann wieder erwacht, abermals eingeschlafen, aber nicht mehr in ihrem Bett. Sie war aus ihm herausgekrochen und hatte sich auf den Boden gelegt, denn sie wollte dem Schatten des Kreuzes entgehen.

Ein Kreuz, das sie *nicht* liebte!

Okay - sie arbeitete im Zeichen des Kreuzes, aber das Kreuz, das sie meinte, stand nicht auf dem Kopf, und sie gab ehrlich zu, daß dieser andere Anblick sie fürchterlich erschreckt hatte, denn Vera gehörte auf keinen Fall zu den Menschen, die aus einer anderen Welt kamen und mit den Vorgängen der normalen Welt nichts zu tun haben wollten. Sie hielt die Augen offen, kannte sich aus und wußte auch, was es bedeutete, wenn irgendwo ein Kreuz mit dem Kopf nach unten hing.

Dann war es entweiht. Dann war es zum Spottbild gemacht worden. Da hatte dann ein anderer die Kontrolle übernommen, und diese andere Person war letztendlich der Teufel. Nicht er persönlich, denn ihn konnte man Veras Meinung nach nicht einordnen, nein, es war sicherlich einer seiner Helfer, und da wiederum kam sie auf den Punkt.

Lou Ryan!

Für sie gab es keine andere Möglichkeit, daß er in einem direkten Zusammenhang mit diesem bösen Vorgang stand, auch wenn sich Vera nicht erklären konnte, wie er es geschafft hatte, diesen Schatten aus dem Fenster fallend über ihr Bett fließen zu lassen. Aber er war da gewesen, sie hatte ihn sich nicht eingebildet, und sie war auch nicht grundlos aus dem Bett geklettert.

Auf dem Boden war sie endlich eingeschlafen. Aber an einen ruhigen Schlaf konnte sie sich nicht erinnern. Es waren Stunden des Horrors gewesen. Sie erinnerte sich mit Schrecken an die Alpträume, die sie gequält hatten. Immer wieder waren die Bilder hochgestiegen, und sie hatte diese Szenen nicht verdrängen können, deshalb erinnerte sich Vera auch jetzt so deutlich daran, wo sie auf dem Boden saß und ihren Rücken gegen die Breitseite des Betts gelehnt hatte.

Müde strich sie über Stirn und Augen.

Wieder sah sie die Flammen. Grelles Feuer, in dem Gesichter tanzten. Fratzen, scheußlich und eklig, mit widerlichen Mäulern und Geschwüren, zudem blasphemisch, denn sie verhöhnten und bespuckten diejenigen Dinge, die ihr so wertvoll bisher in ihrem Leben gewesen waren. Das alles stieg immer wieder in ihr hoch, und sie sah

sich dabei im Zentrum, nackt, schutzlos, mit einem Menschen tanzend, der Lou Ryan war, aber kein normales Gesicht mehr hatte, sondern die Fratze des Teufels, mit einer blauen Zunge, die peitschenartig aus dem Mund schlug und sich dabei obszön um die Lippen drehte.

»Nein, nein, nein!« keuchte sie, um sofort danach mit einem Ruck in die Höhe zu springen. Zu schnell, denn sie spürte, daß ihr Kreislauf noch nicht okay war, deshalb ging sie etwas taumelig zur Seite, stützte sich ab und atmete tief durch.

Die Nacht war vorbei. Der Tag hatte die Dunkelheit vertrieben. Über London lag grau der Morgen.

Kein Wetter, um sich wohl zu fühlen oder mit freudigen Gedanken zur Arbeit zu gehen, auch wenn das Wochenende in Sicht war. Es war ein normaler Tag. Jeder Mensch würde irgendwie seinen normalen Weg gehen, auch Vera bildete da keine Ausnahme, nur fürchtete sie sich davor, ihr Büro zu betreten. Sie ahnte schon jetzt, daß die nächsten Stunden nicht so routiniert verlaufen würden, wie sie es gewohnt war. Irgend etwas hatte sich verändert, nicht nur in der Nacht, auch jetzt am Tag, und dieses Andere schwebte über ihr.

Sie schauderte zusammen, als sie sich auf das kleine Bad zubewegte. Bevor sie das Zimmer allerdings verließ, warf sie einen Blick zurück auf das Bett.

Es stand dort wie immer, und kein Schatten zeichnete sich auf der Decke ab. Das Oberbett lag noch auf dem Boden, damit hatte sich Vera Tanner später zugedeckt.

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Hatte sie alles nur geträumt, hatte sie sich den Schatten eingebildet? Nein, er war, ebensowenig eine Einbildung gewesen wie auch Lou Ryan. Den gab es tatsächlich, und schon jetzt fürchtete sie sich davor. Sie war sicher, daß es zu einer weiteren Begegnung kommen würde.

Wie eine Kranke schlich Vera in das winzige Bad, wo sie vor dem Spiegel stehenblieb und ihr Gesicht genau betrachtete. Es war kein Kainsmal zu entdecken, aber sie erschrak trotzdem über den Ausdruck. Sie sah so müde aus, völlig geschafft, als hätte sie in der Nacht kein Auge zugetan. Das dunkelbraune Haar klebte auf ihrem Kopf. Die ebenfalls dunklen Augen wirkten wie zwei kleine, trübe, schlammige Teiche. Aus ihnen waren das Leben und die Freude gewichen, dafür hatte es die Resignation geschafft, Einzug zu halten.

»Er macht mich fertig«, flüsterte sie. »Er schafft es tatsächlich und macht mich fertig. Er ist brutal und subtil zugleich. Er weiß genau, wie man einen Menschen anzufassen hat.« Sie nickte, um sich selbst, zu bestätigen. Dann drängte sich der nächste Gedanke in ihr Gehirn. Sie dachte daran, daß sie etwas unternehmen mußte, doch aus eigener Kraft würde sie es kaum schaffen. Sie fühlte sich schwach und so, als hätte ihr jemand den Boden unter den Füßen weggezogen.

Was blieb?

Hilfe von außen. Sie brauchte Hilfe, und sie mußte sich einem Menschen anvertrauen. Aber wer konnte ihr helfen? Wer hatte schon die Macht, gegen so etwas Furchtbares anzugehen? Sie wußte es nicht. Hinzu kam, daß ihr wohl kaum jemand glauben würde.

Auch nicht der Pfarrer. Er hieß Wingate und gehörte zu den Menschen, die ihre Zukunft schon hinter sich hatten, wie er immer sagte. Schließlich war er über Sechzig und wollte bald Schluß machen, um mit seinen drei Enkelkindern noch auf Reisen gehen zu können. Wingate wollte, daß alles seinen normalen Gang lief. Jede Störung von außen ärgerte ihn, und eine derartige Störung, wie Vera sie erlebt hatte, würde bei ihm auf kein Verständnis stoßen.

Er würde sie auslachen oder sogar richtig sauer werden. Nein, Sixton Wingate war keine Hilfe.

Wer blieb noch?

Alex Preston, ihr Verlobter. Im Prinzip schon. Alex war Polizist, er würde ihr auch zuhören, er würde Verständnis haben, aber wie würde er reagieren, wenn er hörte, daß sich seine Verlobte diesem Menschen hingegeben hatte?

Vera liebte Alex, er liebte sie, aber vertrug diese junge Liebe einen derartigen Schnitt?

Die Frau- konnte darauf keine Antwort geben. Sie sah sich noch immer im Spiegel, und ihre schweren Gedanken hatten ihr Gesicht stärker gezeichnet. Schatten und Sorgenfalten verteilten sich auf der grauen Schlafhaut. Sie roch sogar ihren eigenen Schweiß. Es wurde Zeit für sie, unter die Dusche zu gehen.

Das heiße Wasser tat ihr gut. Lange blieb sie dort stehen. Es machte ihr an diesem Tag nichts aus, ob sie- zu spät kommen würde oder nicht, heute war alles anders geworden. Seit sie Lou Ryan kannte, verlief ihr Leben eben in fremden Bahnen.

Später trocknete sie sich automatisch ab und kämmte sich. Ein Scheitel teilte die Frisur in der Mitte.

Der Schnitt gab ihr ein junges, mädchenhaftes Aussehen. Manchmal ärgerte sie sich darüber, vor allen Dingen dann, wenn ältere Besucher sie nicht richtig ernst nahmen, heute aber war es ihr egal.

Sie zog sich langsam an. Den Slip, den BH, den grauen Rock, den weinroten Pullover, die flachen Schuhe. In ihrem Outfit sah sie sehr brav aus.

Vera Tanner gehörte zu den Menschen, die am Morgen gut und gern frühstückten. In den letzten Tagen jedoch hatte sie am Morgen kaum etwas zu sich genommen, und das würde sich auch heute nicht ändern. Vera betrat die Küche, kochte Kaffee und überlegte, vor dem offenen Kühlschrank stehend, was sie herausholen sollte.

Ihr fiel nichts ein.

Vielleicht etwas Käse oder Konfitüre. Beides ließ sie im Schrank und entschied sich für einen fettarmen Joghurt. Am liebsten hätte sie gar nichts gegessen, das aber wollte sie auch nicht. So setzte sie sich an den Tisch, aß, trank den heißen Kaffee und bekam kaum mit, was sie eigentlich tat. Vera bewegte sich wie eine Puppe, in der ein Motor lief, und sie mußte immer wieder an die letzte Nacht und auch an den vor ihr liegenden Tag denken.

Was würde er bringen?

Es begann mit dem Telefon, das sich meldete. In der Stille klang das Geräusch mehr als doppelt so laut, und sie schrak zusammen, als hätte man sie geschlagen.

Das war er - oder?

Sie wußte es. Lou würde sie anrufen. Er würde sie verhöhnen, er würde sie auslachen, und so hatte es überhaupt keinen Sinn, daß sie den Hörer abhob.

Trotzdem stand sie auf. Mit zitternden Knien umging sie den Tisch, noch einmal holte sie Luft, dann umfaßte sie den Hörer und hob ihn behutsam an.

»Ja…«

»Endlich, Vera, endlich. Ich dachte schon, du wärst nicht mehr in der Wohnung.«

»Alex!«

»Ja, ich bin es. Wieso? Du sprichst so seltsam. Hast du mit mir nicht gerechnet?«

»Doch, schon, aber…«

»Was ist denn?«

»Nichts.«

»Lüg nicht, Vera. Du hast was. Deine Stimme hört sich matt und müde an.«

»Ja, da hast du recht. Ich will ehrlich sein, Alex. Besonders geschlafen habe ich nicht. Es war eine fürchterliche Nacht. Ich habe mich nur im Bett herumgewälzt.«

»So etwas gibt es.«

»Sicher.«

»Und doch mache ich mir Sorgen, Vera. Du bist nicht mehr dieselbe. Ich hab es gestern abend gemerkt. Etwas ist mit dir, und du solltest darüber nachdenken, ob wir nicht darüber reden sollen. Ich werde dich heute im Laufe des Tages besuchen, dann können wir reden. Du mußt mir aber die Wahrheit sagen.«

»Das hört sich an, als würde ich sonst lügen.« Allmählich gewann ihre Stimme an Sicherheit, was auch an dem genossenen Kaffee liegen konnte, denn er war sehr stark gewesen.

»Das habe ich damit nicht gemeint.«

»Sondern?«

Alex Preston holte tief Luft. »Ich weiß nicht, was es ist. Ich nenne es noch ein Phänomen, aber ich weiß sehr genau, daß über dir und mir eine Gefahr schwebt, die noch faßbar ist, aber sehr zerstörerisch sein kann. Eine mörderische Gefahr, Vera, die wir bisher überhaupt nicht zur Kenntnis genommen haben. Wir haben uns einfach dagegen gewehrt, aber die Gefahr besteht.«

Sie versuchte ein Lachen, es wurde nur ein Krächzen. »Wieso denkst du das? Was gibt dir einen Grund, dich mit einzubeziehen? Wie kommst du darauf, daß ich in Gefahr schwebe?«

»Ich habe es gemerkt.«

»Gut, das nehme ich hin. Ich will auch nicht weiter nachfragen, aber du hast auch von dir gesprochen.«

»Das stimmt.« Seine Stimme klang jetzt sehr leise, und Vera Tanner horchte auf.

Da er nicht weitersprach, fragte Vera: »Ist denn was passiert?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Mit dir.«

»Ja, Vera. Man hätte mich«, seine Stimme wurde noch leiser, »in der vergangenen Nacht bald umgebracht. Ich lebe nur noch, weil ich Glück hatte.«

»Was?« schrie sie und wurde blaß. Plötzlich trommelte ihr Herz wie wild. »Das darf doch nicht wahr sein! Wer wollte dich denn umbringen?« Es war Lou! schoß es ihr durch den Kopf. Nur Lou, denn er wußte von Alex und haßte ihn.

»Ein auf Menschen dressierter Killerhund!«

»Nein!« Das Wort war ihr einfach so herausgerutscht, ohne es so gemeint zu haben.

»Es ist die Wahrheit, Vera.«

»Willst du darüber reden?«

»Deshalb rief ich dich an.«

»Okay«, flüsterte sie und trat dabei von einem Bein auf das andere. »Ich höre dir zu.«

Sie wunderte sich, wie ruhig Alex' Stimme trotz allem noch klang. Er schien das wirklich schreckliche Erlebnis gut verdaut zu haben. Detailliert berichtete er seiner Verlobten, was ihm widerfahren war, und Vera konnte nichts sagen. Aber durch ihren Kopf schoß immer wieder der Name dieses Lou Ryan.

Als Alex Preston nichts mehr sagte, verstummte auch sie. Beide mußten zunächst ihre Gedanken sammeln, und Vera sagte mit leiser Stimme schließlich: »Da hast du ja großes Glück gehabt.«

»Das kannst du laut sagen. Ich hatte einen wirklichen Schutzengel. Und dann war da noch etwas. Als ich floh, habe ich eine männliche Gestalt gesehen.«

»Wie?«

»Einen Mann, Vera. Ich werde ihn dir beschreiben.« Er ließ sie nicht zu Wort kommen, hatte aber gelernt, sehr genau zu beobachten. Schon nach den ersten Sätzen wußte Vera Tanner, daß es sich bei der Gestalt nur um einen Mann handeln konnte eben Lou Ryan. Er war es gewesen, der versucht hatte, ihn in eine Falle zu locken.

Ihr wurde heiß. Plötzlich glühte das Gesicht. Das Blut stieg hinein, das Herz raste wieder, und die Schlinge, die in den letzten Minuten unsichtbar um ihrem Hals gelegen hatte, zog sich immer mehr zu…

Lou Ryan!

Er hatte seinen Plan forciert und war jetzt nicht nur an ihr allein interessiert, sondern auch an Alex.

Um voll und ganz an sie heranzukommen, mußte er zunächst Alex aus dem Weg schaffen, und er hatte es bereits versucht, mit Hilfe eines auf Menschen dressierten Hundes, vielleicht sogar eines Kampfhundes.

Wer war dieser Mensch?

Vera Tanner konnte es nicht behaupten. War er überhaupt ein normaler Mensch? Oder war er das Tier, von dem in der Apokalypse gesprochen worden war?

Sie schauderte, als sie daran dachte. Bisher hatte sie alles nur gelesen und sogar als Theorie abgetan, nun aber drängte sich die Theorie zurück, und die Realität schob sich immer klarer hervor.

»Warum sagst du nichts?« Sehr fern hörte sich die Stimme ihres Verlobten an.

Vera spielte mit der Schnur. »Ich, ähm, ich bin einfach zu sehr geschockt. Deine Worte haben mir den Boden unter den Füßen weggerissen. Ich kann es nicht fassen, es ist…«

»Die Wahrheit, Vera.«

»Ich glaube dir auch, aber ich kann es mir nicht erklären.«

Pause - dann wieder seine Stimme. »Kannst du das tatsächlich nicht, Vera? Kannst du das nicht?«

»Nein.«

»Doch, du kannst es!«

»Wie denn?« schrie sie.

»Etwas ist mit dir geschehen. Du bist verändert. Du benimmst dich seit einigen Tagen völlig anders mir gegenüber. Du handelst selbst nicht nur fremd, du bist mir selbst entfremdet. Ich kann es dir nicht sagen, was mir noch alles an dir aufgefallen ist, aber ich kann ein Fazit ziehen, Vera. Du bist nicht mehr diejenige, die ich vor fast zwei Jahren kennengelernt habe. Etwas ist mit dir geschehen. Ich gehe davon aus, daß du unter einem schon lebensbedrohlichen Druck stehst. Jemand hat dich in der Hand, aber ich weiß nicht, wer es ist.«

Wie recht du hast! Wie recht du hast! Vera hätte die Worte gern in den Hörer geschrieen, sie stand auch dicht davor, dann ließ sie es doch bleiben, denn vor ihrem geistigen Auge tauchte wieder die Szene

auf, als sie mit Lou Ryan im Bett gelegen hatte. Dieses wilde Liebesspiel, mit dem sie ihn nicht belasten wollte.

»Sag etwas, Vera.«

»Ich weiß nicht, Alex. Ich kann dir auch keine genaue Antwort geben.«

»Aber im Prinzip habe ich recht.«

»Wie meinst du das?«

»Daß man dich bedroht.«

»Nein, eigentlich nicht. Es ist – mein Güte, ich mache im Moment eine Krise durch!«

»Hängt das mit mir zusammen?«

»Nein, nicht direkt. Es liegt an mir selbst. Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll. Ich schlafe auch schlecht und…«

»Dann hast du mir den Hund geschickt, weil du eine Krise durchmachst, Vera?«

»Unsinn, Alex!«

»Ja, Vera, alles ist Unsinn. Das ganze Leben ist für uns zu einem Unsinn geworden. Ich bin fest davon überzeugt, daß du mehr weißt, als du mir gegenüber zugegeben hast. Aber ich kann dir eines versichern. Ich werde es nicht so einfach hinnehmen. Ich werde um dich kämpfen, Vera. Ich werde dich auf keinen Fall aufgeben, so gut solltest du mich kennen.«

»Ja, natürlich.«

»Mehr hast du nicht zu sagen?«

»Was soll ich denn noch hinzufügen?«

Er lachte bitter. »Ja, Vera, was solltest du noch sagen? Wir werden uns im Laufe des Tages noch sehen, und dann reden wir Auge in Auge miteinander. Am Telefon ist das nichts, ich muß dich einfach anschauen, wenn ich mit dir spreche.«

»Ja, vielleicht ist das besser.«

»Du kannst dir ja schon überlegen, wie du mir die ganze Wahrheit näherbringen willst.«

Vera Tanner wollte noch etwas sagen, aber ihr Verlobter hatte die Verbindung bereits unterbrochen.

Ihr rutschte der Hörer aus der schweißfeuchten Hand und blieb auf dem Apparat liegen.

Vera Tanner stöhnte auf. Sie ging einige Schritte nach rechts, bis sie den Türpfosten erreicht hatte.

Dort preßte sie ihre Stirn gegen das Holz und schluchzte.

Es war nicht vorbei, es fing erst an. Und über allem stand drohend wie ein unheimliches Gewitter das kalte Gesicht eines gewissen Lou Ryan, der sein Netz immer enger zog.

Die junge Frau stellte sich die berechtigte Frage, ob sie noch genügend Kraft aufbrachte,, sich dagegen zu wehren.

Sie glaubte nicht mehr daran…

***

»Guten Morgen, Sir!«

Dieser Gruß wurde nicht nur einmal gesagt, sondern klang aus mehreren Kehlen, als Chief Inspector Tanner gegen zehn Uhr die Dienststelle betrat, mit einer leichten Verspätung, aber die hatte bestimmte Gründe gehabt. Tanner war von seiner Frau zum Arzt geschickt worden und hatte sich ein Mittel gegen Husten und Heiserkeit verschreiben lassen, denn seine Stimme klang so, als würde er in einen Eimer sprechen.

Da alle darauf warteten, wie sich die stimme an diesem Morgen anhörte, erwiderte Tanner nichts, winkte nur mehrmals ab und verschwand, begleitet von den grinsenden Gesichtern seiner Männer im Büro, in dem er sich sehr Wohl fühlte.

Das war sein Reich, in dem sogar ein Feldbett stand, es aber keinen Computer gab.

Natürlich wußte Tanner, daß eine moderne Polizei ohne die moderne Technik nicht auskam, doch um die, bitte schön, sollten sich seine Mitarbeiter kümmern. Wenn er bestimmte Ergebnisse brauchte, wurden sie ihm übermittelt, ansonsten verließ sich Tanner, der alte Fuchs, mehr auf seinen Bauch.

Bei ihm paarten sich Erfahrung und Intuition. Er war jemand, der nachdachte, der methodisch vorging, der überlegte, keinen Computer brauchte, sich auf sein Notizbuch verließ und natürlich auf einen Bleistift und einen Kugelschreiber.

Wie immer trug Tanner dieselbe Kleidung, über die sich Kate, seine Frau, schon seit Jahren aufregte, was ihm aber nichts ausmachte. Im Winter, wie jetzt, gehörte dazu ein grauer Mantel. Darunter trug er den grauen Anzug, natürlich eine graue Weste und immer helle Hemden, mal gestreift, mal weiß. Auch die Krawatten suchte ihm Kate aus, stets in gedeckten Farben, das hatte er sich ausgebeten und sich dabei sogar gegen seine Regierung, wie er Kate des öfteren nannte, durchgesetzt.

Den Mantel zog er aus, aber ein Kleidungsstück, das gewissermaßen zu seinem Markenzeichen geworden war, behielt er an besser gesagt auf. Es war der Hut, der alte, graue Filz, über den schon Generationen von Polizisten gelästert hatten. Zwar war dieser Vergleich übertrieben aber der Hut war eben zu einer Berühmtheit geworden, und Tanner genoß es auch, wenn darüber gelästert wurde.

Die meisten dachten, daß er nur einen Hut besaß. Es stimmte nicht. Er besaß drei identische, so merkte es niemand, wenn er sie wechselte.

Er schob ihn zurück, stöhnte auf und ließ sich in seinen Schreibtischstuhl sinken, eine Mischung aus Stuhl und Sessel, mit

braunem Leder überzogen, das zwar bessere Zeiten erlebt hatte, aber noch immer wunderbar hielt.

Tanner streckte die Beine aus.

Der Hustenanfall erwischte ihn plötzlich. Er hustete und fluchte zugleich. Er bewegte sich dabei heftig vor und zurück, so daß sein Hut beinahe vom Kopf geflogen wäre. Aber er hatte sich an seinen Platz gewöhnt und hielt.

Tanner schlug einige Male mit der flachen Hand auf den Schreibtisch, dann war der Anfall vorbei.

Er verzichtete darauf, seine Zigarre zwischen die Lippen zu stecken, die er eigentlich nie anzündete, und er holte statt dessen aus der rechten Jackentasche eine kleine braune Flasche. In ihr befand sich eine wasserhelle Flüssigkeit, die vom Arzt verordneten Tropfen.

Zehn hatte er schon eingenommen. Jetzt waren die nächsten an der Reihe. Tanner zählte nur bis sieben, denn plötzlich schlug das zweite Telefon auf dem Schreibtisch an. Es war das grüne, das private, denn nicht alle Anrufe sollten über den offiziellen Computer laufen.

Nach dem dritten Tuten hatte Tanner die Tropfen geschluckt. Er kam nicht dazu, sich zu melden, denn seine Frau war schneller. »Wo hast du denn gesteckt?«

»Ich war hier.«

»Fast hätte ich aufgelegt.«

»Ich mußte meine Tropfen einnehmen.«

»Und? Hast du es getan?«

»Fast, es fehlen noch drei, da hat das Telefon geklingelt.«

»Dann nimm sie gleich.«

»Yes, Sir!«

»Hör auf mit den Witzen. Die Tropfen sind wichtig. Du müßtest dich mal hören, wie du in der Nacht im Bett röchelst. Das kann einem richtig Angst einjagen.«

»Du bist ja schon ausgezogen.«

»Das war auch nötig.«

Tanner warf dem Bild der Queen an der Wand einen gottergebenen Blick zu und wechselte den Hörer in die linke Hand. »So«, sagte er, »weshalb rufst du überhaupt an? Vermißt du deine Lockenwickler, Kate? Soll ich sie suchen lassen…«

»Sehr witzig.«

»War nur ein Joke.«

»Es geht um etwas anderes.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Du wirst gleich Besuch bekommen.«

Doch nicht von dir!? Das sagte er nicht, das dachte er nur, denn er kannte die seltenen Besuche seiner Frau, die sich dann immer darüber aufregte, wie mies es in seinem Büro aussah und versuchen wollte,

Ordnung in ein geregeltes Chaos zu bringen. Tanner schaute dabei auf die Mappe mit den Berichten seiner Leute. Darin war alles aufgeführt, was in der letzten Nacht geschehen war. Noch lag sie geschlossen vor ihm. Er hätte sie lesen müssen, aber wenn Kate anrief, brannte zumeist der Baum.

»Wer kommt denn?«

»Also ich nicht.«

»Na ja.« Tanner, der im Aussehen an Walter Matthau erinnerte, als dieser noch etwas jünger war, grinste erleichtert, und dabei verschoben sich auch seine Gesichtsfalten. »Wer ist es dann?«

»Alex Preston.«

»Hm.«

»Mehr sagst du nicht?«

»Nein, weil ich nachdenke. Wer ist Alex Preston?«

Kate Tanner stöhnte. »Er ist der Verlobte deiner Nichte Vera. Erinnerst du dich an die Verlobung? Bestimmt nicht, denn damals bist du ja wie so oft zu spät gekommen. Aber Alex und Vera haben sich verlobt und sind es immer noch.«

»Jetzt erinnere ich mich. Was will Alex denn bei mir?«

»Mit dir reden.«

»Über was?«

»Weiß ich nicht, aber seine Stimme hat sich schon angehört, als würden ihn Sorgen quälen.«

»Wollte er nicht Polizist werden?«

»Ja«, bestätigte Kate, »das hat er mir vorhin auch erzählt. Er ist noch in der Ausbildung. Die ersten beiden Jahre hat er bereits hinter sich. Er will in den höheren Dienst, dir wahrscheinlich nacheifern, obwohl ich ihn gewarnt habe. Ich möchte meiner Nichte nicht das gleiche Schicksal zumuten wie mir, aber ich schweife ab. Stell dich bitte auf den Besuch ein.«

»Werde ich machen, Kate. Sonst noch was?«

»Ja, nimm deine Tropfen.«

»Wie du willst, Sir. Bis später dann.« Er legte auf. Eine Uhrzeit nannte er nie, denn Tanner gehörte zu den Menschen, die oft Doppelschichten schoben, wenn es erforderlich war.

Wenn er ehrlich war, konnte er sich an Alex Preston nicht mehr erinnern. Wohl aber an Vera, die Tochter seines Bruders. Sie war schon immer kirchlich engagiert gewesen, und wenn er sich richtig erinnerte, wollte sie sogar diesen Beruf ergreifen. Pastorin werden oder so ähnlich. Was genau daraus geworden war, wußte er nicht. Vielleicht würde es ihm Alex Preston sagen. Er würde ihn auf jeden Fall danach fragen.

Nach einem kurzen Hustenanfall öffnete der Chief Inspector die Mappe und schaute sich die Berichte an. Er überflog sie und freute

sich darüber, daß es eine relativ ruhige Nacht gewesen war. Ein paar Schlägereien, ein Totschlag nur, der ihn als Chef der Mordkommission nichts anging, weil er in einem anderen Revier passiert war, vier Einbrüche, zwei versuchte Vergewaltigungen. Dann Ärger mit irgendwelchen Neonazis, die ein Lokal hatten anzünden wollen, ansonsten gab es nicht viel. Unter jeden Berichte setzte Tanner seine Paraphe, schlug die Mappe dann zu und schaute auf, als sich die Tür öffnete.

Ein Mitarbeiter betrat das Büro und blieb in einem Sicherheitsabstand vor dem Schreibtisch stehen.

»Warum kommen Sie nicht näher?« fragte Tanner:

»Sir, Sie sind doch erkältet.«

Tanner verdrehte die Augen. »Meine Güte, ist das so außergewöhnlich für euch?«

»Bei Ihnen schon«, meinte der junge Mann und grinste.

Tanner nahm die Mappe und reichte sie dem Mitarbeiter. »Ich habe alles abgezeichnet, war ja eine ruhige Nacht.«

»Zum Glück, Sir.« Der Mann klemmte sich die Mappe unter den Arm. »Da ist noch etwas.«

»Und?«

»Jemand will mit Ihnen sprechen, Sir.«

»Alex Preston?«

»Ja, so heißt er.«

»Rein mit ihm.«

»Klar, mach ich.« Ein Grinsen überflog das Gesicht des Mitarbeiters. Er wunderte sich wohl darüber, wie scharfsinnig sein Chef wieder kombiniert hatte, und als er das Büro verließ, wurde er von Alex Preston abgelöst.

Chief Inspector Tanner hatte sich erhoben. »Alex!« rief er, »wir haben uns ja lange nicht gesehen.«

»Stimmt, Sir.« Alex wollte Tanner die Hand reichen, der aber schüttelte den Kopf, »Nein, lieber nicht, Alex, ich bin erkältet und möchte nicht, daß du dich ansteckst.«

»Ist schon okay.«

»Setz dich.«

Auch die Besucherstühle waren alt. Als Polster diente ein dünner, grüner Pilz.

»Nun, Alex, wie sieht es aus? Ist bei dir alles okay? Läuft die Ausbildung?«

»Ja, es geht glatt.«

»Freut mich, dann können wir dich ja bald als Kollegen begrüßen.«

Der junge Mann lächelte etwas verloren, bevor er den Kopf hob und Tanner anschaute. Sein Gesicht hatte sich verändert. Auf der Haut zeigten sich rote Flecken, er wühlte das blonde Haar durch, und in

den Augen las Tanner Verzweiflung.
»Du hast Probleme, Alex?«
»Ja, nein…«
»Was denn nun?«
Alex ruckte hoch, stand aber nicht auf, sondern ließ sich wieder zurückfallen. »Es geht nicht um mich, sondern um Ihre Nichte.«
»Um Vera?«
»Ja.«
»Was ist mit ihr?«
Alex verrenkte sich bei der Gestikuliererei beinahe die Hände. »Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. - Sie hat sich schrecklich verändert. Vera ist nicht mehr die, die sie einmal war. Und ich bin auch mit meinem Latein am Ende. Ich sah nur noch die Möglichkeit, zu Ihnen zu kommen, Sir.«
»Das kann gut gewesen sein, Alex. Ich mache dir einen Vorschlag. Fang ganz von vorn an.«
»Ja, das werde ich.«
Dann berichtet Alex Preston. Es störte ihn auch nicht, daß sich der Chief Inspektor Notizen machte, im Gegenteil, er fand es gut und erzählte wirklich alles.
Nach einigen Minuten war er fertig und hatte sich so aufgeregt, daß er sich zunächst einmal den Schweiß aus dem Gesicht wischen mußte. Selbst den Angriff des Hundes hatte er nicht ausgelassen.
»Jetzt weiß ich also alles.« Alex nickte.
»Und…«, Tanner überlegte und drückte den Kippsessel zurück, »wie denkst du, geht es weiter?«
»Ich bin ratlos. Vielleicht sollten Sie mal mit Ihrer Nichte sprechen und ihr ins Gewissen reden.«
»Warum gerade ich? Vera hat doch Eltern.«
»Das weiß ich. Nur habe ich das Gefühl, daß hinter ihrer Veränderung etwas anderes steckt, etwas, das die Polizei angeht. Ich denke, daß sich Vera in einem gefährlichen Netz verfangen hat und aus ihm nicht mehr herauskommt.«
»Kann sein.« Tanner hob seinen Bleistift an und zeigte mit der Spitze auf seinen Besucher. »Wenn es dieses Netz gibt, müßte auch jemand existieren, der es aufgebaut hat.«
»Davon bin ich überzeugt.«
Tanner kippte wieder nach vorn. »Und wer soll das sein?«
»Das ist die große Frage.« Preston hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Sir. Sie hat es mir nicht gesagt. Ich habe heute morgen noch mit ihr gesprochen.«
»Wie hat Vera da reagiert?«
»Sie war - wie soll ich sagen?« Sein Mund zeigte einen gequälten Ausdruck. »Sie war nicht so wie sonst. Sie hat schlecht geschlafen, sagt

sie, aber ich weiß es nicht. Vera kam mir vor, als hätte sie schlimme Dinge erlebt, Nur zeigte sie sich sehr verstockt. Auf ein bestimmtes Thema wollte sie nicht eingehen.«

Tanner hustete dreimal gegen seinen Handrücken. »Du glaubst also, daß jemand dahintersteckt, wiederhole ich jetzt.«

»Ja.«

»Ein anderer Mann?«

Alex senkte den Kopf. »Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, Sir, aber das traue ich Ihrer Nichte eigentlich nicht zu.«

»Ob Nichte oder Neffe, Alex, oder Sohn oder Tochter. Kein Elternpaar und kein Ehepartner kann in den Kopf eines anderen Menschen hineinschauen. Ich habe in meiner langen Praxis viel erlebt, aber ich schweife ab, und das möchte ich nicht. Gehen wir trotzdem davon aus, daß hinter Veras Veränderung eine andere Person steckt. Bist du damit einverstanden? Kannst du das einigermaßen unvoreingenommen hinnehmen?«

»Ich muß es versuchen.«

»Okay, dann wollen wir uns mal Gedanken, darüber machen, wer dahinterstecken könnte.«

»Das ist ein Problem.«

»Wieso?«

»Ich glaube nicht, daß es einfach nur ein anderer Mann ist. Das ist mir zu simpel. Ich habe eher den Eindruck, daß eine andere Ideologie Ihre Nichte und meine Verlobte verändert hat. So ungewöhnlich es sich auch anhört, aber dieser Meinung bin ich.«

»Andere Ideologie? Himmel, du greifst ja tief in das theoretische Leben hinein. Kannst du mir sagen, in welch eine Richtung diese Ideologie hintendiert.«

»Ja, auch wenn Sie mich auslachen.«

»Das werde ich bestimmt nicht tun.«

Alex Preston flüsterte das Wort. »Satanismus!«

Tanner hatte es trotzdem gehört und saß plötzlich steif. Die Lockerheit war aus seinem Gesicht verschwunden, und er fragte: »Ist das wirklich deine Meinung, Alex?«

»Ja, ich kann es nicht ändern.«

»Du weißt, auf welch gefährliches Glatteis du dich damit begibst?«

»Sicher.«

»Und du weißt auch,, welche Berufswünsche deine Verlobte verfolgt, nicht wahr?«

»Sie arbeitet als Gemeindesekretärin und möchte mal Pastorin werden.«

»Eben.«

»Sir«, klang es gequält. »Ich will Sie ja auf keinen Fall belehren, aber das eine schließt das andere nicht aus. Wenn ich mir vorstelle, daß es

einem Satanisten gelingt, eine Frau wie Vera auf seine Seite zu ziehen, dann steht er doch innerhalb seiner Gruppe da wie der große Held.«

»Da gebe ich dir recht. Aber ich möchte dich trotzdem fragen, wie kommst du gerade darauf?«

»Es liegt an Veras Verhalten.«

»Einfach so? Dazu braucht es doch mehr. Viele Menschen verändern sich, ohne daß man gleich den Satanismus ins Spiel bringt.«

»Stimmt auch. Aber ich habe erst vor wenigen Wochen auf meiner Schule gelernt, was es mit diesem verdammten Satanismus und der Verführung von Jugendlichen auf sich hat. Ich habe mit einem Fachmann für Sektenunwesen gesprochen. Ich habe gehört, wie Menschen sich verändern können, wenn sie in den Bann dieser Satanslogen geraten, und ich habe bei Vera ähnliche Symptome entdeckt.«

Chief Inspector Tanner war nachdenklich geworden. »Beweise kannst du mir nicht liefern.«

»Nein.«

»Das ist schlecht.«

»Ich weiß«, sagte er, und es klang hilflos. »Aber ich habe nicht gewußt, an wen ich mich sonst hätte wenden sollen.«

»Es ist schon richtig gewesen, daß du zu mir gekommen bist. Die Tochter meines Bruders ist mir auch ans Herz gewachsen, und ich würde selbst in die Hölle springen, um sie dort herauszuholen. Der Angriff des Bluthundes auf dich beweist zudem, daß man es auch auf dich abgesehen hat. Das war schon so etwas wie ein Mordversuch. Nur bist du hier bei der Mordkommission. Meine Mannschaft und ich können erst tätig werden, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist.«

»Das weiß ich alles«, sagte Alex. »Ich habe bereits eine Ausbildung hinter mich gebracht und bin über die Verteilung der Kompetenzen informiert. Nur wußte ich mir keinen anderen Rat und habe gedacht, daß Sie vielleicht etwas bewegen könnten.«

»Das wäre möglich.«

Preston horchte auf. »Und was, bitte?«

Tanner winkte ab. »Nicht so hastig, mein Freund. Man muß die Dinge abwägen. Eine Frage mal vorweg: Fühlst du dich jetzt auch noch bedroht?«

Alex überlegte. »Ich weiß es nicht genau. Irgendwie schon. Ja, das kann ich behaupten. Auf der Fahrt hierher habe ich immer auf Verfolger geachtet. Aufgefallen sind mir aber keine.«

»Was allerdings nichts zu bedeuten hat.«

»Meine ich auch, Sir.«

»Kannst du den Mann beschreiben, den du bei deiner Flucht von der Baustelle gesehen hast?«

»Ja.«

»Dann bitte.«

Preston brauchte nicht lange zu überlegen, denn die Bilder der vergangenen Nacht hatten sich tief in sein Gedächtnis eingegraben.

Konzentriert hörte der Chief Inspector zu. Hin und wieder griff er zu seiner alten Methode und machte sich Notizen. Er blieb auch noch nachdenklich sitzen, als Preston seinen Bericht längst beendet hatte. Er rieb über seine Augen, hustete wieder und schüttelte den Kopf. »Ich will ehrlich zu dir sein, Alex.«

»Und?«

»Die Beschreibung ist zwar gut, aber ich vermisse Hinweise auf eine spezielle Kennzeichnung dieser Person. Das Gesicht mag für dich so etwas wie das Abziehbild des Teufels gewesen sein, aber wenn du es dir überlegst, ist es ein Allerweltsgesicht. Ich brauche dir nicht zu sagen, daß unsere Fahndung damit nicht viel anfangen kann.«

»Das stimmt leider.«

»Dann müssen wir anders vorgehen.«

»Wie denn?« rief Alex verzweifelt.

»Über Vera.«

Preston dachte nach. »Das wäre nicht schlecht. Ich habe mich schon bei ihr für heute angemeldet. Ich werde sie gleich besuchen.«

»Wo?«

»In der Pfarrei.«

»Gut, einverstanden.« Tanner nickte. »Da du mich schon eingeweiht hast, möchte ich auch, daß du mich darüber informierst, was dein Besuch gebracht hat.«

»Das ist klar.«

Tanner merkte, daß es dem jungen Mann nicht genug war, der rutschte ungeduldig auf dem Stuhl hin und her. »Dann noch etwas, Alex.« Er wollte ihn nicht zu lange auf die Folter spannen.

»Ich habe dir genau zugehört und habe bereits während deines Berichts ein Stück weitergedacht. Ich bin lange genug im Geschäft, um zahlreiche Menschen zu kennen. Ich möchte dich zuvor etwas fragen. Sagt dir der Name John Sinclair etwas?«

Preston runzelte die Stirn und dachte nach. »Sinclair?« murmelte er. »Ja, von dem habe ich gehört. Ist das nicht der Mann, der sich mit okkulten Dingen beschäftigt? Den man den Geisterjäger nennt?«

»In der Tat.«

Alex zuckte zusammen. »Verdammt noch mal, Sir, der wäre genau richtig für uns.«

»Das denke ich auch.«

»Kennen Sie ihn denn?«

Zuerst lachte Tanner, dann bekam sein Blick etwas Versonnenes und Nostalgisches. »Und ob ich ihn kenne. Wir ärgern uns zwar oft, schimpfen uns auch gegenseitig aus, aber man kann uns schon als gute

Freunde bezeichnen. Du hast mich überzeugt, Junge. Auch wenn sich der Fall als Luftblase herausstellt, so möchte ich doch nach dem Motto vorgehen: Wehret den Anfängen.«

Alex Preston stieß die Luft aus. »Puh«, sagte er, »das ist mehr, als ich erwarte konnte.« Er glaubte es noch immer nicht. »Und du wirst das tatsächlich tun?« Er war in seiner Euphorie sogar zum vertraulichen Du übergegangen.

»Du kannst dich darauf verlassen, aber du mußt mithelfen. Rede mit Vera. Mach alles so, wie du es dir vorgenommen hast und gib vor allen Dingen acht, daß dir nichts passiert. Einmal bist du entwischt. Sollte Vera auf die andere Seite gezogen worden sein, spielen Menschenleben keine Rolle. Ich kenne die Brüder.«

»Ich kann mich wehren, Sir, denn ich bin gewarnt.«

Tanner erhob sich, diesmal nieste er und schüttelte den Kopf. »Dann grüße Vera von mir - oder nein, sag ihr am besten nicht, daß wir uns unterhalten haben, Sie soll noch in dem Glauben bleiben, daß alles normal abläuft.«

»Werde ich machen.«

»Wir hören voneinander.«

Der junge Mann nickte. Seine Kehle saß zu. Er ballte die Hände zu Fäusten, Weil er gespürt hatte, daß ein regelrechter Adrenalinstoß durch seinen Körper gehuscht war.

Dann ging er.

Tanner setzte sich wieder. Er hob den Telefonhörer ab und wählte die Nummer seines Freundes John Sinclair. So hoffte er, einen Stein ins Rollen zu bringen…

***

Ich schlürfte Kaffee, Suko seinen Tee. Beide Getränke hatte Glenda zubereitet, die aussah, als hätte sie die ganze Nacht über nur geweint. Das war nicht der Fall gewesen, sie hatte sich eine Erkältung eingefangen. Deshalb kam sie uns nicht zu nahe. Sie wollte uns nicht anstecken und zog sich ins Vorzimmer zurück.

Wir hatten einen Namen, mehr aber noch nicht. Wie zwei müde Krieger hockten wir uns gegenüber und warteten auf den Rückruf einer gewissen Sarah Goldwyn, von der wir hofften, daß sie uns weiterhalf. Sollte das nicht der Fall sein, würden wir es in verschiedenen Bibliotheken und Buchhandlungen versuchen.

Zunächst aber sollte Sarah ihre Chance bekommen. Auf so etwas war sie immer heiß. Zwar hatte sie gemault, weil der Vorname zuwenig Information beinhaltet hatte, aber ihre Arbeit würde sie durchziehen, da waren wir überzeugt.

»Vielleicht sind wir auch auf dem ganz falschen Dampfer«, sagte Suko und schaute mich fragend an.

»Kann sein.«
»Und was sagt dein Gefühl?«
»Nichts.«
»Hast du einen schlechten Tag?«
»Nein, eine schlechte Nacht gehabt.«
Und dann war es wieder soweit. Das Telefon meldete sich und wenig später Sarahs Stimme, die Suko ebenfalls mitbekam, da er über Lautsprecher zuhörte.
»Na?« fragte ich nur.
»Nichts, John.«
»Ach.« Ich schniefte. »Jetzt bin ich aber platt. Dabei habe ich auf dich Hoffnungen gesetzt. Selbst Suko ist so traurig, daß er bald anfängt zu weinen.«
»Das kann er ruhig, John. Es ändert nichts an der Tatsache, daß ich über einen gewissen Lou nichts herausgefunden habe. Überhaupt ist es schon fast eine Zumutung, sich nur auf einen Vornamen zu verlassen. Lou - wer ist das schon?«
»Zumindest ist der Name relativ selten.«
»Das gebe ich zu. Aber herausgefunden habe ich nichts. Er scheint kein für die Branche bedeutendes Buch geschrieben zu haben, dann hätte ich es ja in meiner Sammlung. Du mußt schon weiter nachforschen, John. Ich glaube allerdings nicht, daß deine Chancen außergewöhnlich gut sind.«
»So macht man Menschen Mut.«
»Das habt ihr doch nicht nötig.«
»Danke, Sarah. Bis später! Grüße Jane bitte von uns.«
»Wann sehen wir uns denn?«
»Ich rufe an.«
»Ha, das hast du schon oft versprochen und…«
»Spätestens Weihnachten.«
Mit einem letzten wütenden Fauchen knallte die Horror-Oma den Hörer auf den Apparat, und Suko und ich waren wieder so schlau wie zuvor.
»Also doch die Bibliotheken und Büchereien«, stöhnte mein Freund.
»Ja.«
Um es kurz zu machen. Trotz Datenbank und Computerhilfe war kein Ergebnis festzustellen. Autoren mit dem Vornamen Lou gab es zwar, diese Bücher aber paßten nicht ins Konzept. Schulbücher und wissenschaftliche Werke und auch erotische Literatur konnten wir abhaken. Aber nicht den Fall an sich, der blieb nach wie vor an uns hängen, und ich schaute Suko über den Schreibtisch hinweg an. »Diese Spur ist erloschen. Entweder legen wir den Fall zu den Akten oder aber…«
»Ich plädiere für oder.«

»Du willst also dranbleiben.«
»Sicher.«
»Warum?«
»Weil ich den Serrano-Schwestern nicht traue. Ich könnte mir gut vorstellen, daß sie dabei sind, sich neue Pfründe aufzubauen, und da sollten wir schon achtgeben.«
»Ist auch meine Meinung.«
»Kann sein, daß wir uns die folgende Nacht wieder um die Ohren schlagen müssen.«
»Nur das nicht.«
»Und wenn dieser Lou sie wieder besucht? Wer sagt denn, daß er mit einem Besuch genug hat?«
»Wir lassen das Haus von Kollegen beobachten.«
»Wäre auch, eine Möglichkeit, aber…«
Und wieder tutete das Telefon. Diesmal war Suko schneller, hob ab, und ich hörte über Lautsprecher mit.
»Tanner, du alter Eisenfresser, womit haben wir diese Strafe verdient?«
Der Chief Inspector hustete, und seine Stimme klang auch entsprechend, als er sagte: »Nimmst du jetzt den lockeren und primitiven Wortschatz deines Freundes Sinclair an?«
»Ich bemühe mich.«
»Laß es lieber bleiben, sonst sinkst du in meiner Achtung.« Er hustete wieder, diesmal länger.
»Mal eine Frage, alter Freund. Hast du dich gestern nacht zufällig heimlich mit Glenda Perkins getroffen?«
»Wieso das denn?«
»Weil sie ebenfalls erkältet ist. Kann ja sein, daß ihr, ich meine - wegen der Ansteckungsgefahr…«
Ich konnte mir das Lachen nicht verbeißen, was auch Tanner hören mußte. »Mann!« rief er, »könnt ihr denn nicht einmal ernst sein. Da rufe ich euch an, und ihr benehmt euch wie die Schulbuben.«
»Schon gut, um was geht es?«
»Es ist eigentlich privat, wobei ich hoffe, daß ihr beide mir helfen könnt.«
»Wir sind ganz Ohr.«
Tanner wußte nicht so recht, wie er beginnen sollte. Er hustete und räusperte sich, was auf seine Erkältung, aber auch auf eine gewisse Verlegenheit zurückzuführen war. »Es dreht sich um meine Nichte Vera«, begann er schließlich, und seine Stimme hörte sich sorgenvoll an. »Ich werde versuchen, euch mit wenigen Sätzen das Wichtigste zu erklären.«
Suko und mir war der Spaß vergangen, denn Tanner, unser Freund, hatte echte Probleme bekommen. Was wir hörten, ließ zwar nicht

unsere Haare zu Berge stehen, aber ein gesundes Mißtrauen breitete sich schon aus, denn mit der abrupten Veränderung eines Menschen, der zuvor in normalen Verhältnissen gelebt hat, ist nicht zu spaßen. Die Ursache galt es aufzuklären.

»So sieht es aus«, erklärte uns Tanner zum Schluß. »Wir haben praktisch alles, nur keine Spur. Was sagt ihr dazu?«

»Es ist schwer«, murmelte Suko.

»Das weiß ich auch, aber ihr seid die Fachleute. Steckt die Hölle dahinter?«

Suko schaute mich fragend an. Ich winkte ihm und bekam den Hörer gereicht. »Ich bin es, Tanner. Vorweg, mit den satanischen Mächten oder Kräften ist nicht zu spaßen, das weiß du selbst. Und das Böse versucht es immer wieder. Wir erleben das tagtäglich auf eine andere Weise als du. Und die andere Seite wird immer abgebrühter, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nein, noch nicht.«

»Es geht um deine Nichte. Du hast uns erzählt, wo sie arbeitet und was sie werden will. Sollte sich tatsächlich irgendein Satansjünger an sie herangemacht haben, schützt sie auch ihr Beruf nicht. Im Gegenteil, der Schuft wird sich noch damit brüsten, jemanden von der rechten Seite weggeholt zu haben.«

»So ähnlich habe ich das auch gesehen.« Tanners Stimme klang traurig und leise. »Wir haben leider nichts in der Hand. Wir wissen nicht mal, wie der Mann heißt, den der Verlobte meiner Nicht gesehen hat. Zudem steht es nicht fest, ob er überhaupt mit Vera in Verbindung steht. Das ist alles zu weit hergeholt.«

»Du kennst keinen Namen?«

»Nein.«

»Kannst du den Typen denn beschreiben?«

»Schon, aber ich muß mich auf das verlassen, was Alex Preston gesagt hat.«

»Fang an, bitte.«

Suko schaltete das Band ein, damit die Stimme des Chief Inspectors aufgenommen wurde. Er gab sich Mühe, er blieb dabei auch sehr sachlich. Hätte er uns sehen können, so wäre er erstaunt gewesen, denn unsere Gesichter wurden länger und länger. Gleichzeitig auch gespannter, und ich gab als erster einen Kommentar.

»Das gibt es nicht.«

»Was gibt es nicht?«

»Diese Beschreibung.«

Tanner schaltete schnell. »Moment mal, soll das heißen, daß sie auf fruchtbaren Boden gefallen ist?«

»Genau, denn diesen Mann suchen wir.«

Der Kollege war so überrascht, daß er nur ein »Ach« hervorbringen

konnte. Dann: »Du machst doch keine Scherze mit einem alten Kämpen, John?«
»Auf keinen Fall. Ich kann dir sogar den Vornamen des Mannes sagen, vorausgesetzt, er stimmt. Er heißt Lou.«
»Hm.«
»Sagt dir nichts - oder?«
»Im Moment nicht.«
»Wir haben die Zeit heute morgen damit verbracht, seinen vollen Namen herauszufinden. Das ist uns nicht gelungen. Aber wir wissen jetzt, was hinter ihm steckt.«
»Wie seid ihr denn überhaupt auf ihn gekommen?« wollte Tanner wissen. »Zufall oder…«
»Nein und ja.« Diesmal mußte er zuhören, als ich ihm erklärte, über welchen Weg wir an diesen Menschen herangekommen waren. Tanner war erstaunt, aber nicht überrascht, denn das Leben hielt die unterschiedlichsten Kapriolen bereit.
»Jetzt wissen wir also mehr«, sagte er. »Frage: Wie geht es weiter?«
»Es bleibt alles beim alten.«
»Alex Preston wird zu ihr gehen und mit ihr reden. Er hat versprochen, mich anzurufen, um mich zu informieren. Das ist mein Teil bei dieser Geschichte. Was ist mit euch?«
»Wir schauen uns deine Nichte ebenfalls an.«
»Auch ganz offiziell?«
»Nein, das nicht. Wir werden Sie im Auge behalten, was ja nicht schaden kann.«
»Finde ich gut.«
»Und vor allen Dingen werden wir ihre Umgebung beobachten. Es könnte ja sein, daß wir dort einen gewissen Lou treffen…«
»Ich auch, John, ich auch…«

***

Auch der Hauch von Rouge und Schminke konnte die roten Flecken in Veras Gesicht nicht überdecken. Sie fühlte sich noch immer wie unter einem gewaltigen Druck stehend und hielt es für eine Fügung des Schicksals, daß sie es geschafft hatte, ihren Arbeitsplatz unfallfrei zu erreichen. Vera fuhr einen alten Fiesta, der überall klapperte, aber noch seinen Dienst tat. Zumindest in der Stadt kam sie damit durch. Bei weiten Strecken wurde es problematisch. Einige Male war sie nur haarscharf Unfällen entgangen. Vera Tanner gehörte zu den Berufstätigen, die das Glück hatten, an der Arbeitsstelle parken zu können. Das Gelände gehörte zur Kirche, die es wie ein großer Wächter überragte, der sich einen braunroten Mantel übergestreift hatte, denn so und nicht anders wirkte das alte Mauerwerk mittlerweile. Umgeben war es von einer Wiese mit altem

Baumbestand.

Die Parkplätze lagen an der Rückseite der Kirche, wo auch das kompakte Pfarrhaus stand, in dem Vera arbeitete.

Daß sie sich verspätet hatte, wußte sie, doch darum kümmerte sie sich nicht. Die knappe Stunde würde man ihr verzeihen. Normalerweise hätte sie sich in ihrem Zustand krankschreiben lassen können, aber die Ärzte fragten auch nach Gründen, und da hätte sie passen müssen.

Vera Tanner parkte den Fiesta neben einem alten Benz. Er gehörte Sixton Wingate, dem Pfarrer.

Auch wenn das Fahrzeug nicht mit einem Katalysator ausgerüstet war, der Mann würde es nie hergeben. Er liebte den Wagen heiß und innig.

Vera stieg aus und fröstelte. Es lag nicht nur am Wetter. Sie fühlte sich matt, ohne Drive, und sie hoffte, daß man ihr den Zustand nicht anmerkte.

Die Umgebung zeigte ein winterliches Bild. Kahle Bäume und triste Farben.

Der normale Verkehr floß um diese Kircheninsel herum. Obwohl mitten in der Stadt- gelegen, wirkte der Platz doch sehr fremd, und so sollte es auch sein, wie der Pastor immer meinte. Die Kirche als Oase, in der Menschen Ruhe fanden vor der Hektik des Alltags.

Vera schloß den Wagen ab. Den Riemen der Tasche hängte sie über ihre Schulter, den Kragen der Jacke hatte sie hochgestellt. Dann ging sie auf den Anbau zu. Sie mußte dabei die Kirchenfront an der Westseite passieren. Auch hier teilte ein schmaler Weg das winterlich braune Gras.

Selbst am Tage warf das hohe Gebäude einen schmalen Schatten. Die Fenster sahen düster aus, das Dach schimmerte grau. Einige Tauben hatten darauf ihre Plätze gefunden.

Die junge Frau sehnte sich nach dem Sonnenschein. Sie wollte das natürliche Licht tanken und nicht immer im künstlichen sitzen.

Und dann sah sie Lou Ryan!

Er hatte dicht an der Wand gelauert und den richtigen Moment abgepaßt. Drei Schritte ging er nach vorn, um in den Sichtbereich der Frau zu gelangen.

Vera blieb augenblicklich stehen. Sofort schlug ihr Herz schneller, die Hitze stieg in ihr Gesicht, sie begann zu zittern, was Lou natürlich merkte und ihm noch mehr Überlegenheit gab. Er legte den Kopf leicht schief und stemmte seine Hände in die Hüften. Das Lächeln auf seinen Lippen war schmierig, siegessicher und auch wissend. Er war dunkel gekleidet. Die schwarze Lederjacke glänzte, die Hose lag um seine Beine. Das blonde Haar hatte er gescheitelt, das glatte Gesicht wirkte irgendwie farblos, doch in den Augen funkelte es. Dieser

Ausdruck ließ Vera Tanner schaudern. Sie traute sich nicht, an Lou Ryan vorbeizugehen, außerdem versperrte er ihr den Weg.

»Guten Morgen, meine Liebe…«

Worte wie Seife. So glatt, so unnatürlich, einfach ekelhaft. Vera riß sich zusammen. »Was willst du?«

»Ich wollte dich sehen.«

»Warum?«

»Weil ich dich mag. Schließlich haben wir zusammen eine irre Nacht verbracht.«

Verdammt! dachte sie. Er weiß genau, wie er mich seelisch foltern kann. Er hat mich in der Hand.

Wenn er bei gewissen Stellen erzählt, was wir getrieben haben, dann bin ich meinen Job los. Und wieder stieg die Röte in ihr Gesicht. »Dafür schäme ich mich auch.«

»Das ist egal, Vera. Passiert ist passiert.«

»Ja, aber ich will es vergessen.«

Lou Ryan hob seine blassen Augenbrauen an. »Vergessen? Du willst es vergessen?« Er lachte glucksend. »Das bleibt dir unbenommen, aber sei versichert, daß ich es nicht vergessen werde. Ich werde dich immer daran erinnern, Vera.«

»Und was willst du jetzt?«

»Die erste Erinnerung.«

Sie zitterte und ärgerte sich darüber. Sie schnappte nach Luft, kam sich so allein vor. »Ich will nicht daran erinnert werden. Ich hasse dich, Lou! Ja, ich hasse dich!«

Er lachte sie wieder aus. Diesmal lauter. »Hassen, Süße? Du kannst doch gar nicht hassen. Wenn ich will, vielleicht schon heute abend, wirst du dich ausziehen, wirst mit mir ins Bett gehen, und dort Dinge treiben, die du im Augenblick ablehnst.« Er bewegte seine Finger, als wollte er Geld zählen.

»Weißt du, was du bist, Vera? Du bist Wachs in meinen Händen, einfach nur Wachs. Ich kann dich formen, ich kann dich fertigmachen, du wirst mir immer folgen, und es wird auch niemand zur Stelle sein, der dich rettet. Auch dein lächerlicher Verlobter nicht, dieser Alex Preston. Ich kann ihn erledigen, wenn ich will. Ich kann ihn vernichten.«

Vera Tanner fühlte sich schlecht. Sie stand auch unter Druck. Sie hatte einen Ring um ihre Kehle liegen, und es bereitete ihr Mühe, überhaupt Atem zu holen. »Du hast ihn schon töten wollen, wie?«

»Habe ich das?«

»In der Nacht.«

Ryan bewegte seinen Mund, als würde er kauen. »Es war ein Hund, Vera, nicht ich.«

»Hör auf, Lou, hör auf! Ich weiß Bescheid! Ich weiß alles, und ich

will dich hier nicht mehr sehen.«

Ryan hob die Schultern. »Das kann ich sogar verstehen. Ja, das ist verständlich. Aber ich glaube nicht, daß ich dir diesen Gefallen erweisen kann. Ich habe dich ausgesucht. Ich habe es nicht grundlos getan. Wir gehören zusammen. Wir beide sind ein Paar, auch wenn du es nicht wahrhaben willst, Vera.«

»Wir sind nichts.«

»Doch!«

»Ich muß zur Arbeit. Ich bin sowieso spät dran.«

»Keiner hindert dich.« Er trat einen Schritt zur Seite und lächelte, als sich die junge Frau in Bewegung setzte. Vera gefiel dieses Lächeln ganz und gar nicht. Sie sah es als hinterhältig an, und es kam ihr auch vor wie eine Drohung. Sie rechnete mit einem Trick, der aber blieb aus, denn Lou ließ sie tatsächlich gehen.

Sehr langsam passierte sie ihn. Dann, als er hinter ihr stand; ging sie schneller. Und sie rannte plötzlich auf ihre Arbeitsstelle zu. Das Pfarrhaus erschien ihr wie eine Herberge zur Glückseligkeit, in die sie eintauchen konnte.

Kurz vor dem Eingang drehte sie noch einmal den Kopf. Von Lou war nichts mehr zu sehen. Er hatte sich zurückgezogen. Vera blieb stehen. Sie atmete schwer, als wäre sie einige Meilen gelaufen.

Das Herz klopfte, und die Stufen der Treppe, die zum Eingang hochführte, drehten sich vor ihren Augen.

Das Haus war aus Backsteinen und stand schon einige Jahre, wurde aber gepflegt. Eigentlich war es zu groß für den Pfarrer, dessen Frau vor drei Jahren plötzlich verstorben war, aber ausziehen wollte er nicht.

Vera spürte den Druck im Nacken, als sie die Stufen hochschritt. Es war keine normale Angst, wie viele Menschen sie kannten. Nein, auf ihr lastete etwas, mit dem sie nicht zurechtkam, das sie auch nicht beschreiben konnte. Eine andere, furchtbare Kraft, etwas, mit dem sie bisher noch nichts zu tun gehabt hatte, das sie auch im Grunde ihres Herzens ablehnte. Es war das Fremde, das Kalte, einfach das Böse, das sich an sie herangeschlichen hatte.

Da sie nicht wußte, ob sich der Pfarrer im Haus befand, suchte sie in der Tasche nach den Schlüsseln, fand sie nach einigem Tasten und war so nervös, daß ihr der Bund aus der Hand rutschte. Mit einem klingenden Geräusch landete er auf einer Stufe.

Sie hob den Bund auf, wollte die Tür öffnen und hörte schon das Tuten des Telefons. Das Geräusch ging ihr des öfteren auf die Nerven. Hastig schloß sie auf, drückte die Tür nach innen, stolperte in den düsteren Flur, machte Licht und lief auf ihr Büro zu. Sie erreichte es in dem Augenblick, als das Tuten verstummte.

Auf der Schwelle blieb Vera stehen. Tief durchatmen, erst einmal für

einen Moment Ruhe finden, bevor sie an ihre Arbeit ging. Vera schaute sich um. Sie fürchtete, daß sich in ihrem Büro etwas verändert hatte, das war nicht der Fall.

Keine Spuren von einem Eindringling, denn sie traute einem Menschen wie Lou Ryan alles zu.

Der Garderobenständer stand an der linken Seite wie eine hölzerne Krake.

Sie sah den Schreibtisch, die Bank an der Wand, das Kreuz hing zwischen den beiden Fenstern, und sie schämte sich plötzlich, dorthin zu schauen. Mit gesenktem Kopf ging sie auf ihren Schreibtisch zu, stellte die Tasche ab und zog die braune Winterjacke aus, die sie aufhängte. Ein Rollschrank, ein Schreibmaschinentisch mit der IBM darauf, die Topfblumen auf der Fensterbank, der bunte Kalender, all das war ihr so vertraut und dennoch fremd an diesem Morgen.

Aufatmend ließ sie sich auf den Stuhl sinken. Die Post war noch nicht durch, und auch der Pfarrer hatte ihr keine Nachricht hinterlassen. Er hielt sich wohl noch in seinen Räumen auf, was Vera begrüßte. So konnte sie zunächst einmal für sich allein sein und auch wieder normal werden. Wäre Sixton Wingate jetzt bei ihr erschienen, hätte er sofort festgestellt, daß mit ihr etwas nicht stimmte.

Mit den Fingern drückte sie das braune Haar zurück. Aus einem Ablagekorb holte sie die Mappe mit den Anträgen, die von den Mitgliedern der Gemeinde gestellt worden waren. In der Regel ging es darum, daß irgendwelche Wünsche erfüllt werden sollten. Jemand wollte ein Grundstück haben, um dort bauen zu können, andere wiederum machten sich Sorgen um die Kircheneinrichtung, die ihnen nicht mehr gefiel. Es ging auch um die Neugestaltung eines Kindergartens und ebenfalls um Termine, die sich der Pfarrer freihalten sollte.

Vera hatte eigentlich alles im Griff, nur an diesem Morgen nicht. Die Fenster lagen hinter ihr. Sie fürchtete sich davor, beobachtet zu werden, schielte auch einige Male zurück und war immer froh, daß sie sich irrte.

Keiner lauerte dort.

Aber das Telefon ließ sie nicht in Ruhe. Vera hob ab und kam nicht dazu, sich zu melden, denn eine schrille Frauenstimme erreichte ihr Ohr. »Endlich sind Sie da, Miß Tanner. Wo haben Sie denn so lange gesteckt?«

Es war Mrs. Frick, die anrief. Eine echte Nervensäge, die den lieben langen Tag nichts zu tun hatte und irgend jemandem auf den Wecker fallen mußte.

Höflichkeit war Pflicht, das wußte Vera. »Ich muß mich entschuldigen, aber mein Wagen sprang nicht an. Er ist eben alt, da bin ich später gekommen. Tut mir leid, Mrs. Frick.«

»Na ja, kann mal passieren. Keiner von uns ist perfekt.«

»Danke, daß Sie es so sehen, Mrs. Frick.«

Die Angesprochene räusperte sich. »Weshalb ich Sie überhaupt belästige, Miß Tanner…«

Vera wußte, was sie zu sagen hatte. »Sie belästigen mich keinesfalls, Mrs. Frick.« Das genau hatte die Anruferin hören wollen, und ihre Stimme verlor an Schärfe.

»Nun ja, es geht um den Kindergarten, in dem sich meine Enkel nicht mehr wohl fühlen.«

»Warum denn nicht, Mrs. Frick?«

»Wegen der Schmierereien.«

»Was ist denn geschehen?«

»Wissen Sie das denn nicht?«

Dann hätte ich nicht gefragt, du dumme Kuh! Das dachte Vera nur, sie sprach es nicht aus. »Nein, ich habe mit dem Kindergarten in den letzten Tagen nichts zu tun gehabt.«

»Das sollten Sie aber, Miß Tanner.«

»Wenn Sie mich jetzt einweihen, werde ich es auch.«

»Schön. Es geht um meinen Enkel. Dessen Kleidung ist verschmiert worden. Mit Fettstiften! Selbst ich habe das Zeug nicht herausbekommen, was schon was heißen soll. Diese Schmierereien können nur im Kindergarten passiert sein und nirgendwo anders. Ich sage Ihnen das mit aller Deutlichkeit, damit Sie sich noch heute darum kümmern.«

»Haben Sie denn einen Vorschlag?«

»Aber das ist Ihr Geschäft.«

»Ich weiß, Mrs. Frick. Nur nehme ich gern Ratschläge von erfahreneren Menschen an.« Sie bauchpinselte die Frau, was der natürlich gefiel.

»Das hört sich schon anders an. Ich habe da auch schon einen Verdacht, der sich auf zwei Kinder bezieht.«

»Aha.«

»Die Namen werde ich Ihnen allerdings nicht sagen. Man will ja nicht petzen, aber Sie sollten sich schon etwas einfallen lassen. Am besten wird es sein, wenn sie die Kinder beobachten oder beobachten lassen.«

»Ja, das ist gut.«

»Wann fangen Sie damit an?«

»Morgen, denke ich.«

Mrs. Frick war leicht düpiert. »Warum denn nicht heute schon?«

»Weil ich erst mit dem Pastor reden muß.«

»Aber Sie sprechen mit ihm über dieses Thema?«

»Das werde ich.«

»Gut, sonst hätte ich es getan.« Sie hüstelte in den Hörer und wünschte Vera noch einen schönen Tag.

Kopfschüttelnd legte Vera Tanner auf. Derartige Anrufe nervten immer, dagegen war sie in ihrem Job auch nicht gefeit. Sie gehörten einfach dazu.

Um sicherzugehen, daß sie auch nichts vergaß, machte sich Vera einige Notizen. Sie hatte den Zettel kaum in den Korb gelegt, der alle Nachrichten für den Pfarrer enthielt, als sie draußen im Flur die schweren Tritte hörte. Da Vera die Bürotür nicht geschlossen hatte, drangen die Geräusche deutlich an ihre Ohren, und sie hockte plötzlich steif hinter ihrem Schreibtisch, weil sie das Gefühl überkommen hatte, daß etwas passiert war. Ein Besucher war es nicht, der hätte geschellt. Vera rechnete mit dem Pastor, aber auch eine andere Möglichkeit schoß ihr für einen Moment durch den Kopf.

Etwa Lou?

Nein, er war es nicht. Vera fiel ein Stein vom Herzen, als sie die Gestalt des Pfarrers in der offenen Tür sah. Er blieb dort stehen und lehnte sich gegen den Rahmen. Weiß im Gesicht, zitternd und auch nach Luft ringend.

Die Gemeindesekretärin hatte gar nicht bemerkt, daß sie aufgestanden war. »Meine Güte, Mr. Wingate, was ist denn passiert?«

Der Mann hatte sie gehört. Er hob den Kopf mühsam an. Vera sah ihn an wie einen Fremden, sein Äußeres prägte sich ihr ein. Der Pfarrer trug einen hellgrauen Pullover, eine Hose aus Cord, ein weißes Hemd unter dem Pullover, und seine Gesichtsfarbe war dabei, sich der des Hemdes anzugleichen.

Er machte einen verwirrten Eindruck. Die Augen blickten zudem ängstlich. Das graue Haar lag zerzaust auf seinem Kopf, und die weiche Haut in seinem Gesicht zuckte.

»Bitte, Mr. Wingate…«

»Ja«, flüsterte er. »Ich bin hier. Ich bin gekommen. Ich muß mit Ihnen reden, Vera.«

»Natürlich, gern. Über was?«

»Kommen Sie mit!« hauchte er.

»Wohin?«

»In die Kirche.«

»Und was gibt es dort?«

»Bitte, Vera, lassen Sie alles stehen und liegen. Gehen Sie endlich mit mir.«

»Ja, schon gut. Entschuldigen Sie, Mr. Wingate. Ich habe ja nicht gewußt, daß…« Ihre Stimme versickerte, und Vera lief um ihren Schreibtisch herum.

Einige Male schüttelte sie den Kopf.

In einem derartigen Zustand hatte sie ihren Chef noch nie erlebt. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten und war dankbar, daß die jüngere Frau ihn stützte, als sie durch den Flur gingen.

Die Haustür stand weit offen. Sie schauten nach draußen in die Leere des grauen Tags hinein, waren sehr bald an der Treppe, und auch hier mußte der Pastor die Stufen hinaufgeführt werden.

»In die Kirche, sagten Sie?«

»Ja, durch den hinteren Eingang.«

Vera Tanner wußte nicht, was geschehen war. Sie rechnete mit dem Schlimmsten, aber ihre Phantasie weigerte sich, auch nur gewisse Bilder zu malen. Sie ging einfach weiter, bemühte sich, die Phantasie auszuschalten, während sie den älteren Mann untergehakt hielt. Aber tief in ihrem Hirn malte sie sich schon etwas aus, und dieses Gebilde entwickelte sich allmählich zu einer Drohung, die sogar einen, Namen bekommen hatte. Lou Ryan…

Sie erreichten die Hintertür der Kirche. Sie war schmaler als die an der Vorderseite und zumeist auch abgeschlossen. Diesmal steckte der Schlüssel von außen.

Der Pfarrer mußte für einen Moment stehenbleiben. Mit der Schulter drückte er sich an die Kirchenmauer, und sein Blick war so schrecklich leer. In Vera wuchs die Sorge. »Wollen Sie wirklich mit in die Kirche gehen, Mr. Wingate?«

»Ja, das möchte ich. Die Tür ist nicht verschlossen. Drücken Sie sie bitte auf.«

»Ist schon gut, ich tue es.«

Auch die Hintertür quietschte in den Angeln, als Vera sie nach innen drückte. Wie ein kleines Kind nahm sie den älteren Mann an die Hand und zog ihn in die Kirche.

Ihm ging es schlecht, das war zu sehen, und sie fühlte sich ebenfalls wie ausgestoßen und mußte sich wahnsinnig zusammenreißen, um nicht die Flucht zu ergreifen.

Beide betraten diese vom Dämmerlicht erfüllte schlichte Halle.

Es war wie überall in den Kirchen. Die Sitzbänke verteilten sich auf zwei Seiten, in der Mitte lag der breite Gang. Da sie durch die Hintertür eingetreten waren, befanden sich die beiden Personen in der Nähe des Altars.

Der Pastor ging jetzt allein weiter. Er visierte eine kleine Seitennische an, wo eine schlichte Bank stand. Darauf ließ er sich nieder, den Kopf in die Hand gestützt. »Gehen Sie, Vera, Sie werden es schon merken.«

»Ja«, sagte die junge Frau, »sicher…«

Sie ging vor. Die Schritte setzte sie zögernd, und sie saugte bei jedem die Luft ein.

In der Kirche war es kühl, aber ein anderer Geruch hatte den der alten Mauern verdrängt. Er war so fremd und paßte nicht zu dieser Kirche. Die junge Frau schnüffelte weiter, als sie sich von der Seite her dem Altar näherte.

Auf einmal wurde ihr Hals trocken. So trocken, daß er schon

schmerzte. Die Augen weiteten sich, der Geruch war ihr jetzt noch intensiver vorgekommen. Sie senkte den Kopf, schaute zu Boden, blickte auch gegen die Wände, die an bestimmten Stellen einen Teil ihrer Farbe verloren hatten, denn sie waren dort überpinselt worden wie auch der Boden vor ihren Füßen.

Eine dunkle Farbe… Farbe?

Nein, das war keine Farbe, etwas anderes gab einen süßlichen Geruch ab.

Vera Tanner wollte es kaum glauben, aber sie konnte den Geruch auch nicht vertreiben. Er hing wie ein unsichtbarer Vorhang zwischen den Wänden der Kirche.

Noch einmal schaute sie hin.

Nein, sie hatte sich nicht geirrt.

Womit der Boden und die Wände beschmiert waren, das war Blut - jede Menge Blut…

***

Vera Tanner stand bewegungslos auf der Stelle. Sie hörte ihr Herz schmerzhaft schlagen, und sie wollte es nicht glauben, was sie mit den eigenen Augen sah.

Blut!

Blut in der Kirche! Was bezweckte der Unbekannte damit?

Nein! strahlte es durch ihr Gehirn. Das war kein Unbekannter, das war eine bestimmte Person!

Vera bewegte ihre Lippen und flüsterte den Namen Lou Ryan so leise, daß der Pfarrer es nicht hören konnte. Noch immer stand sie auf der Stelle, die Hände zu Fäusten geballt, und ihr Blick wechselte zwischen dem beschmierten Steinboden und den ebenfalls beschmierten Wänden hin und her.

Lou Ryan hatte es getan, nur er konnte sich diese blasphemische Scheußlichkeit ausdenken. Er wollte seine Macht demonstrieren.

Vera Tanner überwand sich und ging weiter. Sie hütete sich davor, in die Blutlache hineinzutreten, sondern umging sie an der vorderen Seite, denn ihr war etwas aufgefallen, das sie im Halbdunkel des Kirchenschiffs nicht so genau aus der Entfernung hatte sehen können. Jetzt aber, wo sie näher an eine bestimmte Stelle hinter dem schlichten Altar trat, auf dessen Platte ein frischer Blumenstrauß neben einer Kerze stand, konnte sie es besser sehen.

Jemand hatte das große Holzkreuz manipuliert. Es hing jetzt mit dem oberen Ende nach unten. Vera erbleichte noch stärker. Sie wurde durch diesen Anblick wieder an die vergangene Nacht erinnert, als der Schatten des Kreuzes auf sie und über das Bett gefallen war.

Umgekehrt!

Ein Zeichen des Satans!

Und auch hier hatte der Teufel durch seinen verfluchten Vertreter Lou Ryan die Oberhand gewonnen. Er hatte die Kirche entweiht, ein Gotteshaus beschmutzt, und erst jetzt spürte Vera Tanner so richtig, wozu diese Person fähig war.

Sie haßte Lou.

Sie hätte - nein, sie hätte nicht. Sie wußte genau, daß sie gegen ihn nicht ankam. Wäre er jetzt zu ihr gekommen, sie hätte weiche Knie bekommen, sie hätte ihm wieder nachgegeben, wie schon einmal.

Da war etwas in ihr, mit dem sie nicht fertig wurde. Lou Ryan besaß eine ungewöhnliche Macht und Ausstrahlungskraft. Auch wenn sie ihn nicht mit den eigenen Augen sah, hatte sie den Eindruck, daß er stets präsent war. Immer in der Nähe, immer beobachtend, um die Folgen seines großen Siegs über den Feind zu genießen.

Vera weinte und merkte es kaum. Die Tränen rannen wie kalte Perlen an ihren Wangen entlang. Sie drehte sich wieder um und ging zurück zu Sixton Wingate. Wieder passierte sie die große Blutlache auf dem Boden.

An den ekligen Geruch würde sie sich nie gewöhnen können, sie atmete deshalb extrem flach. Neben dem Pastor blieb sie stehen. Er hockte noch immer wie ein Häufchen Elend in seiner schmalen Kirchenbank, zur Seite gelehnt, die Hand dorthin gepreßt, wo das Herz schlug. Er hatte es am Herzen, und Vera befürchtete, daß es schlimmer werden konnte. Sie dachte daran, einen Arzt zu benachrichtigen.

Wingate schaute hoch. Er bewegte zunächst nur seine Lippen, dann erst sprach er. »Wer?« fragte er mit sehr leiser Stimme. »Wer tut so etwas, Kind? Wer macht das?«

Vera wußte es, aber sie gab es nicht zu und hob statt dessen nur die Schultern.

Der Pastor überlegte und schaute auf seine Hände, als könnten sie ihm die Lösung präsentieren. »Ich kann es mir denken, Kind, ich kann es mir denken.«

»Ja…?«

»Es ist das Böse in dieser Welt, von dem in der letzten Zeit immer mehr zu hören und zu lesen war. Gottes Feinde haben viele Gesichter. Es sind nicht nur die Menschen, es sind auch die Dämonen der Finsternis, die so grausam sein können. Furchtbare Gestalten mit noch schrecklicheren Taten. Sie haben den ewigen Kampf nicht aufgegeben. Für sie war es kein Ende, sondern immer ein neuer Beginn. Jeden Tag und jede Nacht liegen sie auf der Lauer und suchen nach Lücken oder Schwachstellen bei den Menschen. Sie stoßen hinein, sie sind eiskalt, sie finden die Schwächen und loten sie auch aus. Das sage ich dir. Die Hölle schläft nie, ich weiß es, ich bin lange genug Priester, und auch viele meiner katholischen Kollegen denken so. Aber ich muß auch

Realist sein und zugeben, daß ich jetzt zu alt geworden bin, um gegen sie zu kämpfen. Ich hatte gedacht, daß der Kelch an mir vorübergehen würde, aber ich habe mich geirrt. Er ist nicht vorübergezogen, du siehst die Folgen.« Er schluchzte auf und strich durch die weiche Haut in seinem Gesicht.

Vera Tanner stand neben ihm und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Automatisch umfaßte sie eine Hand des Pastors, während ihr Blick ins Leere gerichtet war.

Lou Ryan hatte sich auf besonders schamlose und üble Art und Weise gezeigt. Er hatte bewiesen, daß ihn auch ein Gotteshaus nicht abschreckte. Sein Herr und Meister konnte nur der Chef der Hölle sein.

Der Teufel also! Beinahe hätte sie gelacht, als sie daran dachte. Wer war denn der Teufel? Bestimmt nicht der, wie er auf alten Bildern und Holzstichen dargestellt wurde. Nein, da hatten die Menschen nur nach Vergleichen gesucht. Der Teufel war ebensowenig ein bocksbeiniger Geselle wie der Herrgott ein alter Mann war. Es mochte sein, daß sich der Satan hin und wieder so zeigte, um die Menschen in ihren Vorstellungen zu bestätigen, zumeist aber ging er subtiler vor, und das hatte Vera, so schlimm es sich auch anhörte, am eigenen Leib erlebt. Der Teufel oder seine Ausstrahlung hatten sie längst erreicht, eben in Gestalt dieses Lou Ryan, dem sie hörig geworden war.

Früher hatte ihr die Kirche einen gewissen Schutz gegeben. Hinter ihren Mauern hatte sie sich immer geborgen gefühlt. Diese Zeiten waren nun dahin. Die Kirche bot keinen Schutz mehr, und es kam noch etwas anderes hinzu. Sie fühlte sich in diesen Augenblicken regelrecht entfremdet. Es war einfach nicht mehr ihre Kirche, die sie seit der Kindheit her kannte. Es war etwas Neues für sie, sogar etwas Fremdes.

Vera Tanner stöhnte auf.

Das Geräusch hatte auch Sixton Wingate gehört. Er hob den Blick und erkannte, wie fertig auch seine Helferin war. Nur wußte er über ihre wahren Gründe nicht Bescheid. Dennoch bat er sie, mit ihm zusammen die Kirche zu verlassen.

Vera nickte und half dem älteren Mann hoch, der noch einen letzten Blick auf die Blutlache vor dem Altar warf. »Ich hoffe nur, daß das kein Menschenblut ist«, flüsterte er.

»Bestimmt nicht.«

»Wissen Sie, Vera, was besonders schlimm ist?« fragte er und konnte das Zittern der Gestalt nicht unterdrücken.

»Nein!«

»Daß ich das Vertrauen in meinem Alter beinahe verloren habe. Ich weiß nicht, wie so etwas geschehen konnte. Ich bin völlig daneben, Kind. Was ich hier gesehen habe, ist wie ein tiefer Einbruch in mein

Seelenleben, und damit komme ich nicht zurecht. Ich kann es nicht begreifen. Diese Tat hat mein bisheriges Berufsbild völlig auf den Kopf gestellt. Ich komme nicht mehr zurecht, ich bin mein Gott, mir fehlen die Worte. Und dann dieser Geruch.« Er hustete.

»Kommen Sie, Mr. Wingate, hier haben wir nichts mehr zu suchen. Sie müssen zurück in Ihr Haus, und es wird am besten sein, wenn Sie sich erst einmal ausruhen.«

»Meinen Sie?«

»Ja, schlafen…«

»Kann ich nicht.«

»Ich werde Ihnen eine Schlaftablette geben. Später überlegen wir dann gemeinsam, was wir tun können.«

»Gibt es denn noch eine Möglichkeit?«

»Eine Chance gibt es immer.«

Der Pastor lächelte müde. »Ich weiß es nicht. Ich verliere allmählich das Vertrauen.«

Sie hatten die Hintertür erreicht, und Vera zog sie auf. Der Blick glitt hinein in den trüben Märztag.

Es sah stark nach Regen aus, und sie wunderte sich, daß die Tropfen noch nicht aus den tiefliegenden Wolken fielen.

Die Bäume sahen aus wie kahle, bräunliche Gerippe, die anklagend zum Himmel zeigten.

Hinter dem Pfarrer fiel die Tür zu. Die schlimme Luft blieb zurück, und Vera atmete zunächst tief durch. Es tat ihr gut, das Blut nicht mehr riechen zu müssen.

Rechts neben ihr ging der Pastor. Sixton Wingate hielt sich an Vera fest, den Kopf hatte er gesenkt.

Er wirkte wie ein müder, alter Mann, der es aufgegeben hatte, noch an irgendein Ideal zu glauben.

Und auch Vera Tanner plagte sich mit Zweifeln herum, aber sie behielt diese für sich, weil sie ihren Chef nicht noch mehr verunsichern wollte. Am besten war es, wenn sie ihn in seine Wohnung im ersten Stock des Pfarrhauses brachte. Er mußte zur Ruhe kommen. Anschließend würden sie gemeinsam überlegen, was denn zu tun war.

Die Polizei anrufen?

Zum erstenmal kam der jungen Frau dieser Gedanke, und sie verfolgte ihn auch sofort weiter, denn sie dachte an ihren Onkel, Chief Inspector Tanner, der bei der Polizei einen ziemlich hohen Posten innehatte. Schließlich war er der Chef einer Mordkommission.

Das brachte auch nichts. Er konnte erst eingreifen, wenn jemand umgebracht worden war, und über eine mit Blut verschmierte Kirche würde er sich Zwar wundern oder auch ärgern, doch einschreiten durfte er nicht.

Vera hoffte, daß es keinen Toten gab. Das wäre noch schlimmer gewesen.

Beide hatten sich von der Hintertür entfernt und waren auf dem Weg zum Pfarrhaus. Sie mußten dabei drei Bäume passieren.

Zwei lagen bereits hinter ihnen, der dritte noch vor ihnen, und aus seinem Schatten löste sich lautlos eine Gestalt.

Lou Ryan war wie ein Phantom erschienen!

Er grinste.

Sixton Wingate hatte ihn nicht gesehen. Er hielt den Kopf gesenkt, murmelte etwas, sprach aber mit sich selbst und bewegte sich mit kleinen, tappenden Schritten voran.

Es würde seine Zeit dauern, bis Vera und der Pastor ihn passiert hatten, und darauf setzte er.

Er zischte Vera etwas zu.

Sie blieb nicht stehen, aber sie schaute ihn an. Das Gesicht des Mannes sah aus wie ein kalte Maske, zu der die beiden bösen Augen genau paßten. Die Lippen zeigten ein breites Grinsen, und als er sie jetzt bewegte, drangen seine Worte flüsternd hervor. »Ihr habt es gesehen, nicht wahr?«

Vera nickte.

»Das war mein erster großer Sieg. Doch zähle ich nicht, aber ich habe meine Zeichen bei einem Todfeind hinterlassen.«

Vera bleib stehen.

Auch Wingate stoppte seinen Schritt. »Was ist denn?« fragte er leise. »Warum gehen wir nicht weiter?«

»Nichts ist, gar nichts.«

Der Pastor schüttelte den Kopf, schaute aber dann nach rechts und sah Lou Ryan. Ein verwirrter Ausdruck trat in Wingates Augen, denn er wußte mit dieser Person nichts anzufangen. »Wer ist das?« murmelte er.

»Ein flüchtiger Bekannter«, erwiderte Vera.

Lou Ryan hatte den kurzen Dialog mitbekommen, der ihm wenig gefiel. »Nur ein Bekannter?« höhnte er leise.

»Das stimmt wohl nicht. Ich bin mehr.«

»Nein, du…«

»Doch!« Er starrte Vera kalt ins Gesicht, und sie merkte, wie ihr Widerstand schmolz. In diesem Blick lag eine nahezu hypnotische Kraft. Hypnotisch, gefährlich und satanisch.

Mit einer lockeren Bewegung griff er unter seine Lederjacke. Der Pastor hatte seinen Kopf wieder gesenkt, weil ihn Lou nicht mehr interessierte, und so sah er nicht, daß der Mann in der Lederjacke ein Messer hervorholte und es flach auf seine Handfläche legte. Die Spitze zeigte auf Vera. Die Messerklinge war dunkel und schien nicht aus Stahl, sondern aus einem anderen Material zu bestehen, das wie Horn

aussah. In seinem Innern schimmerten dunkle und helle Einschlüsse. Der Griff war aus Holz.

Vera Tanner verkrampfte innerlich, als sie mühsam und stockend fragte: »Was soll ich damit?«

»Du darfst es nehmen!«

»Und dann?« Ihre Stimme kippte um. Sie merkte wieder das Zittern. Gleichzeitig brach ihr der Schweiß aus.

»Dann erlaube ich dir, damit zu töten, Süße. Ja, du kannst mit der Klinge töten, und dein erstes Opfer steht direkt neben dir. Niemand außer mir wird es sehen. Nimm das Messer und stoße es dem alten Pfaffen in den Hals!«

Vera Tanner glaubte, sich verhört zu haben. Sie wünschte sich auch weg, weit weg. Ihr Gesicht gehörte keinem Menschen mehr, es sah aus wie eine bleiche Maske.

Sie schüttelte den Kopf.

Lou Ryan drängte weiter. »Los, nimm es! Es ist ganz einfach, kinderleicht…«

Sollte sie - sollte sie es nicht?

Vera schwankte. Sie konnte den Blick einfach nicht von Ryans Augen wenden, die ihr jetzt wieder anders vorkamen. Sie leuchteten von innen, und es war eine kalte, gelbliche Farbe, die sich dort angesammelt hatte, von einer Intensität, wie sie sie bei einem Menschen noch nie gesehen hatte.

Er ging noch einen Schritt auf sie zu und hielt ihr das Messer hin.

»Wollen wir nicht gehen?«

Die müde Stimme des Pfarrers hinterließ bei Vera Tanner eine verblüffende Wirkung. Plötzlich war der Kreis durchbrochen, die Realität hatte sie wieder, und der ungewöhnliche Schatten wurde von ihrem Hirn weggezogen. »Ja«, sagte sie, »wir werden gehen.« Sie drückte den Mann an ihrer Seite vor, während Lou Ryan wieder zurücktrat, sich an den Baumstamm lehnte und leise lachte.

Immer noch so laut, daß Vera ihn hören konnte. Wie auch die anschließenden Worte, die er sehr deutlich betonte. »Glaube nur nicht, daß du es geschafft hast, kleine Vera. Glaube es nicht. Es ist ein erster Versuch gewesen, du hast schon gezweifelt, das ist mir nicht entgangen, und beim zweiten Versuch wirst du noch unsicherer werden, das garantiere ich dir.«

Sie lief jetzt so schnell wie möglich weg und zerrte den alten Pastor hinter sich her. Sie wollte diesen verfluchten Hundesohn nicht mehr hören. Sie wünschte ihn zum Teufel, denn in diesen Augenblicken sah sie wieder klar, und es kam ihr wie ein kleines Wunder vor, als sie die Außentreppe des Pfarrhauses erreichten. Vera mußte ihren Schützling die Stufen hochziehen. Sie schloß die Tür auf und weinte plötzlich, als sie im düsteren Flur stand.

Dort ließ sie den Pastor los. Vera lehnte sich gegen die Wand. Sie brauchte jetzt ebenfalls eine Stütze.

Der Ausschnitt ihrer kleinen Welt drehte sich vor ihren Augen. Die Decke, die andere Wandseite, alles befand sich in Bewegung, und auch das Gummigefühl in den Knien war da.

Sie atmete mit offenem Mund. Automatisch wischte sie den Schweiß aus ihrem Gesicht weg. Das Herz schlug wieder schneller, der Druck bereitete ihr Schmerzen, und die Kehle fühlte sich an wie zugeschnürt. Es war keine Erleichterung, die sie überkommen hatte.

Sixton Wingate stand in ihrer Nähe. Er stützte sich auf dem Handlauf des Geländers ab, atmete schwer und stierte aus glanzlosen Augen auf die Stufen.

»Ich werde Sie nach oben bringen, Mr. Wingate«, bot sich Vera an. »Es ist besser für Sie.«

Er nickte. »Ja, das glaube ich auch«, flüsterte er dann. »Ich werde wohl aufhören mit meiner Arbeit. Ich kann es nicht mehr. Ich habe in den langen Jahren meines Berufs viel erlebt, aber Blut in meiner Kirche, es war einfach zuviel. Für mich ist es ein Zeichen gewesen, mich zurückzuziehen. Ich will nicht mehr, ich kann es auch nicht, das müssen Sie mir einfach glauben, Vera.«

»Natürlich, Mr. Wingate. Aber zuvor wird es besser sein, wenn Sie sich hinlegen. Sie müssen jetzt die nötige Ruhe finden, alles andere ist zweitrangig.«

»Sicher, Sie haben recht, Vera.«

Sie hatten es endlich geschafft, die Holztreppe zu überwinden. Das dunkle Material schimmerte in einem braunroten Ton, der Handlauf wirkte wie blank gewienert, und auch die Stufen waren peinlich sauber. Zwei Frauen aus der Gemeinde teilten sich die Arbeit und putzten im Pfarrhaus.

In der ersten Etage schaltete Vera das Licht ein. Sein Schein wurde von einem schmalen Teppich aufgefangen, der glatt auf dem Boden lag. Auf der linken Seite des mit einer beigefarbenen Tapete beklebten Flurs lag das Zimmer des Pastors, direkt über ihrem Büro, und die Tür war nicht geschlossen.

Vera drückte sie auf und schob Wingate über die Schwelle. Ihr Blick fiel auf das breite Doppelbett.

Während sie es sah, entstand eine grausame Vorstellung. Auf dem Weg nach oben hatte sie damit gerechnet, die weihe Decke des Betts voller Blut zu sehen. Das war glücklicherweise nicht eingetroffen.

Tief gebeugt ging der ältere Mann auf sein Bett zu. Er setzte sich auf den Rand und faltete die Hände, den Oberkörper hielt er dabei nach vorn gebeugt.

»Es ist am besten, wenn Sie sich jetzt hinlegen, Mr. Wingate. Sollte jemand kommen und nach Ihnen fragen, so werde ich sagen, daß Sie

sich nicht wohl fühlen.«

»Danke, Vera«, flüsterte er. Mühevoll hob er den Kopf und schaute seine Helferin an. »Ich bin froh, daß Sie an meiner Seite geblieben sind. Ich werde Sie in meine Gebete mit einschließen.«

Die Frau zuckte zurück. Dieser letzte Satz, so lieb er gemeint war, hatte sie plötzlich gestört. Sehr schnell schloß sie die Tür von außen und kam erst im Flur dazu, darüber nachzudenken. Wie weit ist es schon mit mir gekommen? fragte sie sich. Fühle ich mich jetzt schon bei dem Wort beten verletzt? Mag ich diese Begriffe nicht mehr? Stören sie mich?

Vera Tanner war verwirrt. In ihrer Brust kämpften zwei Seelen. Sie merkte in diesem Flur, daß der Vergleich stimmte, der einmal von Goethe niedergeschrieben worden war.

Wie eine Schlafwandlerin schritt sie die Treppe hinunter. Sie erreichte die untere Etage und blieb dort zunächst einmal stehen. Nachdem sie mehrmals tief Luft geholt hatte, ging es ihr etwas besser.

Die nächsten Schritte bis zum Büro legte sie normal zurück, zog die Tür auf und blieb wie vom Blitz erwischt stehen.

Ihr Blick war auf das Kreuz an der gegenüberliegenden Wand gefallen. Es hing noch dort.

Nur hatte es jemand umgedreht!

***

Lou! schoß es ihr durch den Kopf. Lou ist da gewesen. Er ist gekommen, er ist wieder verschwunden, und es gibt nichts, was ihn noch aufhalten könnte.

Sie stöhnte leise, denn plötzlich war das Grauen wieder zurückgekehrt. Sie starrte ins Leere, sie wollte das Kreuz nicht mehr sehen, aber sie kam nicht daran vorbei, als sie auf ihren Schreibtisch zuging. Vera passierte ihn und ging vor bis zur Wand. Das Kreuz hing jetzt zum Greifen nahe. Sie brauchte nur die Hand auszustrecken, um es wieder in, seine alte Position zu bringen, und der rechte Arm zuckte auch schon, als sie es dennoch ließ.

Nein, es hätte sie zuviel an Überwindung gekostet, das Kreuz überhaupt anzufassen. Ihr kam es vor wie ein Gegenstand, den sie einfach hassen mußte. Sie wollte es nicht mal ansehen, denn die andere Seele in ihrer Brust hatte wieder die Oberhand gewonnen.

Mit müden Schritten trat sie an ihren Stuhl heran und ließ sich darauf nieder. Sie schaute über die Schreibtischplatte hinweg, sah auch das Telefon und daneben die integrierte Gegensprechanlage, durch deren Hilfe sie sich mit einem Besucher unterhalten konnte, der vor der Tür stand und Einlaß begehrte.

Es war wie abgesprochen, denn kaum hatte sie daran gedacht, als sie die Klingel hörte. Das Geräusch surrte durch das Haus und war auch

oben zu hören.
Vera bewegte ihren Arm müde nach vorn und drückte einen kleinen Knopf. Jetzt war die Verbindung mit der Außenwelt hergestellt. Die Frau bemühte sich, ihrer Stimme einen normalen Klang zu geben, als sie fragte: »Ja bitte, wer ist dort?«
»Ich bin es!«
Eine Glutwelle schoß ihr ins Gesicht.
»Du?«
»Ja, Vera, mach auf…«
»Okay«, flüsterte sie. »Komm rein Alex…«

***

Lou Ryan sah die Straße glatt und ohne Hindernisse vor sich liegen, und es war die Straße des Siegers. Auf ihr fühlte er sich wohl, sie hatte er betreten, und er würde sie auch weitergehen, bis zu ihrem Ende, ohne je gestört zu werden.
Er war zufrieden, sehr zufrieden sogar. Die kleine Blutüberraschung war ihm gelungen. Er hatte das Blut der Schafe zuvor in zwei Eimern gesammelt und sie in der Kirche ausgekippt. Den Pfaffen hatte er schocken können, aber auch Vera Tanner, die in einem derartigen Zwiespalt stand wie nie zuvor in ihrem Leben. Sie war bald reif, denn schon jetzt wußte sie nicht mehr so richtig, zu wem sie gehörte.
So etwas war ideal. Das war die Beute für ihn, und er freute sich schon jetzt auf den krönenden Abschluß, wo sie endgültig auf die andere Seite überlaufen würde.
Es lief gut, es lief sehr gut. Sogar in Veras Büro war er eingedrungen und hatte das Kreuz auf den Kopf gestellt.
Lou kicherte, als er daran dachte. Wie einfach es doch gewesen war. Überhaupt hatte es für ihn keine Schwierigkeiten gegeben, auch wenn er an die beiden Serrano-Schwestern dachte. Sie hatten ihm den geheimnisvollen Ort mit den Steinen gezeigt, und er hatte sehr genau gespürt, daß dieser Ort anders war.
Magisch - dämonisch?
So genau konnte er es nicht sagen, aber irgend etwas gab es dort, das seinen Plänen sehr entgegenkam, denn Zwischen den Steinen lauerte einfach die andere Kraft.
Es tat ihm gut, dies zu wissen. Für eine Weile schaute er auf das Messer. Es war eine besondere Klinge, geschaffen aus einem besonderen Werkstoff, und er liebte sie. Sie spielte in seinem weiteren Leben noch eine gewichtige Rolle, das wußte er auch, denn mit dieser Klinge würde er dem Satan die Opfer weihen, und die Hölle selbst würde ihn mit offenen Armen empfangen.
Eile hatte er nicht. Der Samen war gelegt worden. Jetzt mußte er nur warten, bis die Saat aufging, und sie würde aufgehen, davon war er

überzeugt.

Der Platz nahe den Bäumen war gut gewählt. Er konnte die Kirche im Auge behalten und auch das Pfarrhaus, in dem seine kleine Freundin verschwunden war.

Wie mochte es ihr jetzt wohl gehen? An was würde sie denken? An ihn oder an…

Er wurde in seinen Gedanken gestört, denn vom Haupteingang her näherte sich ein Fahrzeug. Es war ein Fiat, ein älteres Baujahr. Der Fahrer steuerte den Parkplatz an und stellte den Wagen neben Veras Fiesta ab.

Lou Ryan war hinter den Baumstamm getreten, stand aber so, daß er den Parkplatz überblicken konnte. Er sah, daß sich die Fahrertür des Wagens öffnete und ein junger Mann ausstieg.

Ryan fiel es wie Schuppen von den Augen!

Verdammt, er kannte den Fiat. In der vergangenen Nacht hatte er ihn gesehen, und er kannte auch den Fahrer, dem er den Bluthund auf den Hals geschickt hatte.

Es war Alex Preston!

Eine Haßwelle schlug in ihm hoch. Wenn jemand noch eine Chance hatte, ihm Vera zu entreißen, dann war es Preston. Er liebte die Frau, und Liebe war genau das, was Ryan haßte.

Preston eilte mit langen Schritten an der Kirchenmauer entlang und auf das Pfarrhaus zu. Lou Ryan sah er nicht. Der tauchte erst wieder auf, als Preston vor der Tür stand und wenig später ein gelassen wurde.

Ryan nickte.

Okay, das Spiel ging weiter.

Mit schleichenden Schritten setzte er sich in Bewegung. Sein neues Ziel war das Pfarrhaus…

***

Vera Tanner saß wie angenagelt auf ihrem Platz, als Alex das Büro betrat und mit einem Blick sah, was sich da verändert hatte. Er sagte nichts, aber sein Blick traf sie hart. Dann ging er auf das Kreuz zu und hängte es wieder normal hin.

Vera hörte ihn atmen. Sie hatte sich geduckt. Nun drehte sie behutsam den Kopf nach rechts.

Alex war neben ihr stehengeblieben. Er atmete schwer, ein Zeichen seiner Erregung. Die Finger hielt er ineinander verhakt, er rang nach Worten und hatte sich schließlich überwunden. »Du weißt, was das bedeutet, Vera?«

»Was denn?«

»Das Kreuz auf dem Kopf, verdammt!« schrie er.

Sie hob die Schultern. »Ich habe es nicht dort hingehängt«, gab sie

flüsternd zur Antwort.
»Klar, ich glaube es dir. Es wäre ja noch schöner gewesen, verflucht. Aber du hast auch keinen Finger gerührt, um dies zu ändern. Das weiß ich auch.«
»Ich habe es nicht gesehen.«
Er lachte schallend. »Nicht gesehen, Vera? Willst du mir wirklich weismachen, es nicht gesehen zu haben?«
»So ist es.«
»Das glaube ich dir nicht. Du mußt es einfach gesehen haben. Jeder, der dein Büro betritt, schaut automatisch gegen die Wand und sieht auch das Kreuz.«
»Ich bin es gewohnt, auf den Schreibtisch zu schauen. Für mich ist der Raum nicht neu.« Ihre Ausrede klang lahm, das wußte sie, doch Alex akzeptierte sie.
Er verließ seinen Platz und holte sich einen Besucherstuhl heran. Genau vor den Schreibtisch setzte er sich, damit er seiner Verlobten in die Augen schauen konnte.
Es fiel Vera schwer, dem Blick standzuhalten. Sie wußte auch nicht, was sie sagen sollte. So wie sie mußte sich eine Angeklagte vorkommen, wenn sie auf der harten Gerichtsbank saß. Auch wußte sie nicht, wie sie ihre Hände halten sollte. Sie wollte ja nicht auffallen, doch auf der anderen Seite war Alex kein Dummkopf. Er hatte sicherlich längst gemerkt, was mit ihr los war.
»Du hast mir nichts zu sagen, Vera?«
»Was möchtest du denn wissen?«
Preston konnte nicht mehr an sich halten. Er mußte lachen und schlug dabei mit der rechten Faust in seine linke Hand. »Ich will einfach nur wissen, was mit dir geschehen ist? Seit einigen Tagen bist du völlig verändert. Du kommst mir vor wie jemand, der besessen ist, Vera. Ja, besessen, ich wiederhole den Ausdruck.«
»Da kann ich dir nicht folgen.«
»Dann werde ich es dir erklären, Vera. Jemand oder irgend etwas ist in dich hineingekrochen und hat dich in Besitz genommen. Ich mußte es dir einfach sagen. Ich muß loswerden, was ich fühle. Es gibt auf der Welt nicht nur das Gute, es gibt auch die andere Seite, von der ich in der vergangenen Nacht einen Vorgeschmack bekam, als mich ein Bluthund angriff und ich auch einen jungen Mann erkannte, der alles beobachtet hatte. Ich habe ihn sogar ziemlich deutlich gesehen und ich habe mir sein Aussehen eingeprägt.«
»Sicher«, flüsterte Vera. »Und weiter? Warum erzählst du mir das denn alles?«
»Weil ich davon überzeugt bin, daß du ihn kennst, diesen Mann, diesen Fremden.«
Vera versuchte, ihr Erschrecken zu verbergen und hoffte, daß es ihr

auch gelang.
»Nun?«
Sie hob die Schultern. »Woher sollte ich ihn denn kennen, Alex? Was habe ich mit ihm zu tun?«
»O ja, du kennst ihn, davon bin ich fest überzeugt. Ich weiß es genau. Du kennst ihn nicht nur, du scheinst ihm sogar verfallen zu sein. Es tut mir leid, daß ich dies so hart sagen muß, aber diesen Eindruck werde ich nicht los.«
»Verfallen«, flüsterte sie. »Verfallen…«
»Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter und sage dir, daß du ihm sogar hörig bist. Ich habe es nicht gesehen, ich kann dir auch keine Beweise liefern, aber ich weiß es. Ja, Vera, ich weiß es einfach. Zuviel ist geschehen, du hast dich zu sehr verändert. Du bist nicht mehr die, mit der ich mich verlobt habe. Ich hab auch den Eindruck, daß dieser Arbeitsplatz falsch für dich ist. Der Platz unter dem Kreuz, er steht dir nicht mehr zu. Es ist meine Seite, nicht mehr deine, denn du bist in den Kreislauf des Bösen hineingeraten, eben durch diesen anderen, und ich will von dir wissen, wie er heißt.«
Veras Gesichtsausdruck hatte sich gerade bei den letzten Worten ihres Verlobten verändert. Er war zu einer Maske geworden, aus der dem jungen Mann Ablehnung entgegenstrahlte.
»Nenn mir seinen Namen!«
»Ich kenne ihn nicht!«
Alex schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Verdammt noch mal, du lügst!«
»Das ist deine Meinung!«
Preston nickte. Er fuhr durch sein Haar. Er nahm sich die Sekunden zur Beruhigung. Dann sagte er:
»Okay, Vera, es macht nichts, wenn du mir den Namen nicht sagen willst. Es ist kein großer Fehler, denn wir werden ihn schon herausfinden.«
Daß Vera genau zugehört hatte, bewies sie mit der nächsten Frage. »Du hast *wir* gesagt?«
»Ja, stimmt.«
»Wen meinst du damit?«
»Deinen Onkel und mich!«
Die Antwort hatte sie getroffen wie ein unsichtbarer Peitschenhieb. Schlagartig verlor ihr Gesicht auch die letzte Farbe, und die Augen öffneten sich weit. »Was hast du getan, Alex?«
»Ich war heute morgen bei deinem Onkel. Chief Inspector Tanner. Soll ich noch mehr sagen?«
»Nein, es reicht.«
»Er hat zugestimmt, sich um dich zu kümmern. Dein Onkel steht auf-meiner Seite. Er wird etwas unternehmen.«

»Gegen was?«

»Das bleibt abzuwarten, Vera. Jedenfalls klingelten bei ihm die Alarmglocken und…« Mitten im Satz bracht Alex Preston ab, und sein Blick wurde starr.

»Was hast du?«

Preston stand langsam auf. Er schaute an seiner Verlobten vorbei. »Da!« flüsterte er. »Da ist er!«

»Wer?«

»Dreh dich doch um!« brüllte Alex und zeigte zum Fenster.

Vera tat es, und sie erkannte dahinter das kalte Gesicht des Lou Ryan.

Sie selbst war nicht in der Lage, etwas zu unternehmen. Dafür tat es Alex Preston. Er schoß von seinem Stuhl in die Höhe, wirbelte herum und rannte auf die Tür zu.

»Alex!« schrie Vera ihm nach. »Alex, meine Güte, wo quillst du hin?«

»Das wirst du schon sehen!«

»Mach dich nicht unglücklich, Alex!« brüllte sie. »Mach dich doch nicht unglücklich! Er ist so stark, so stark…«

ENDE des ersten Teils